

D. A. S. FÜNFTE R A D

Studienberatung
für Ausländer

WUS

World University Service

A U S S E I T

August 1977 11/77
33 Seiten 495

auszählen (sw, V.): (Boxen: Ein am Boden liegender, hockender, sitzender Boxer wird vom Ringrichter im Sekundentempo von 1 bis 9 ausgezählt, bei 10 ist er ausgezählt und der Kampf ist beendet (Knock-out).

Auszeit, die; -, -en (Basketball, Volleyball): Pause, Spielunterbrechung, die einer Mannschaft nach bestimmten Regeln zusteht. Die A. ist e. wesentliche Maßnahme, um auf das Geschehen Einfluss zu nehmen. Auszeit wird genommen, um taktische Maßnahmen für den Angriff oder die Verteidigung zu besprechen, der Mannschaft eine Erholungspause zu verschaffen, bei hektischer Spielweise das Spiel zu beruhigen, den Spielfluss des Gegners zu unterbrechen und die Mannschaft psychisch wieder aufzurichten.

Die Auszeit ist nur effektiv, wenn sie optimal genutzt wird. Taktische Anweisungen werden möglichst knapp und klar gegeben.

auszementieren (sw, V.): die Innenseite von etw. mit einer Zementschicht versehen: einen Schacht, einen Keller auszementieren.

IMPRESSUM

Herausgeber World University
Service (WUS)
Goebenstraße 35
65195 Wiesbaden
Tel.: 0611/446648

Redaktion Kambiz Ghawami
Günther Boege

Satz Heinz Müller
Wiesbaden/Mainz

Titel AG für Design und
Kommunikation
Wiesbaden

Druck Gegendruck
Scharnhorststraße 9
65195 Wiesbaden
Tel.: 0611/441320

Bezug WUS

Alle Rechte vorbe-
halten. Nachdruck
mit Quellenangaben
erlaubt gegen
Übersendung von
zwei Belegexempla-
ren

**DAS FÜNFTE RAD -
Studienberatung für Ausländer**

Auszeit 32, Heft 1/2, 33. Jg. 1995

INHALTSVERZEICHNIS

EDITORIAL..... 5

**Schnee von gestern -
Eine Podiumsdiskussion über "Ausländer-
betreuung" aus dem Jahr 1962 12**

**Matteo Guerra,
Über die Bürokratie und die Selektions-
mechanismen des Bildungssystems in
Deutschland..... 25**

**Nazir Peroz
Zur aktuellen Situation der Studienberatung
für ausländische Studierende am Beispiel des
FB Informatik/TU Berlin; dazu:..... 30**

**Melahat Elis und Nazir Peroz
Ein Interview über "ganzheitliche" Beratung..... 36**

**Petra Witt
Anspruch und Wirklichkeit - Gedanken zu der
Studienberatung für ausländische Studierende
an einer hess. Fachhochschule 67**

Alireza Ebrahimi und Ahmad Asisi
Zwei ausländische Studierende: Für eine
andere Beratung -ein Gespräch..... 78

Ulli Pahlke
Ein wichtiger Aspekt der aktuellen Beratung
ausländischer Studierender:
Das Ausländergesetz 88

Günther Boege
Beratung für ausländische Studierende:
gestern, heute - und morgen?..... 94

Verzeichnis der lieferbaren Hefte 125

EDITORIAL

Wenn in einschlägigen Kreisen die Probleme von Ausländern an deutschen Hochschulen diskutiert werden (bis hin zu den ausländischen Studierenden selbst), dann spielt die Beratungssituation eine stets vorherrschende Rolle und die mangelhafte Information über die Studienrealität in Deutschland - das betrifft auch beispielsweise die Beratung der deutschen staatlichen Vertretungen im Ausland, also der Konsulate und der Botschaften.

Dabei wird vor allem die mangelhafte Qualität der Beratung allgemein beklagt, und jeder Kenner der Szene kann dabei aus dem Handgelenk ein Dutzend haarsträubende Anekdoten beitragen, die symptomatisch die menschliche, intellektuelle, politische Unbedarftheit einschlägig tätiger "Berater" zeigen gegenüber dem realen Bedürfnis ratsuchender ausländischer Studienbewerber, ob in diplomatischen Vertretungen im Ausland oder in den Studentenwerken, Auslandsämtern oder sonstigen Institutionen im Inland.

Bei dieser Debatte um einen wichtigen Aspekt des Ausländerstudiums in der Bundesrepublik Deutschland wird immer wieder unkritisch davon ausgegangen, daß ein Ausländer oder eine Ausländerin in Deutschland gewissermaßen aus freien Stücken studiert, zum Beispiel weil sie die Qualität von Forschung und Lehre hierzulande beeindruckt hat. Und es wird leicht außer acht gelassen, daß die beste Beratung eines ausländischen Studierenden nichts nützt, wenn die Organisation des Studiums, das Angebot der Studieninhalte, das soziale und menschliche Umfeld, in dem

ausländische Studierende innerhalb der Hochschule und außerhalb leben müssen, den Interessen und realen Bedürfnissen der ausländischen Klientel von den Wurzeln her inadäquat ist.

Vermutlich müssen wir, um die Institution 'Ausländerstudium' endlich einmal nach fast 40 Jahren in ihrer Vernünftigkeit überprüfen zu können, Abschied nehmen von den entwicklungspolitischen Vorstellungen, die die deutschen Politiker, auch Bildungspolitiker, in den fünfziger Jahren motiviert hatten, eine bestimmte Quote an Studienplätzen für Ausländer an deutschen Hochschulen zur Verfügung zu stellen, und die im Grunde nichts anderes bedeuteten, als ausländischen Intellektuellen - überwiegend aus Ländern der Dritten Welt - Gelegenheit zu geben, an den höheren Weihen deutschen Bildungsgutes teilzunehmen. Aus diesen Gedanken ist denn auch beispielsweise in Westdeutschland die Einrichtung des 'Studienkollegs für ausländische Studienbewerber' entstanden als Vorbereitung auf das Studium an deutschen Hochschulen, die doch eher eine Art Ersatz des deutschen Abiturs war und immer noch ist. Die Institution Studienkolleg hat also weniger die Funktion der Vorbereitung auf ein sinnvolles, eigenbestimmtes Studium (dazu hätte ja auch eine vernünftige, praktische Einweisung in den Gebrauch der deutschen Sprache gehört!), sondern war und ist eher ein Initiations-Ritual in deutsches akademisches Bildungsideal.

Das hat viel mit Ideologie zu tun. Tatsächlich ist das Ausländerstudium in der Bundesrepublik Deutschland seit jeher mit viel Ideologie belastet. So ist es schwerster ideologischer Ballast, wenn die Hochschulen nach wie vor selbstverständlich davon ausgehen, daß

"deutsche wie ausländische Studenten grundsätzlich unter gleichen Bedingungen zu studieren haben" (Ehling, 1987). Allein schon die Tatsache eines Ausländergesetzes mit seinen spezifischen Vorschriften, die den Aufenthalt und Inhalt und Ausrichtung des Studiums betreffen, setzt so völlig unterschiedliche Bedingungen und Voraussetzungen für Ausländer gegenüber deutschen Studierenden, daß von einer Freiheit oder doch Freizügigkeit ihres Studiums keine Rede sein kann. Darüberhinaus entstehen ihnen Schwierigkeiten durch das Erlernen der deutschen Sprache, das ihnen völlig allein überlassen wird und das einen enormen individuellen Zeit- und Kraftaufwand bedeutet, und durch die Notwendigkeiten ihrer alltäglichen Existenzabsicherung - ganz zu schweigen von den Problemen, sich kulturell anzupassen, vor allem, akzeptiert zu werden.

Weil das alles als selbstverständlich zu erbringende individuelle Leistung und Vorbedingung eines effizienten Ausländerstudiums gilt, beschränkt sich die Beratung im großen und ganzen (und soweit sie an den Hochschulen stattfindet) auf fachliche Bereiche. Nur gelegentlich kümmert sich eine mitleidige Seele im Auslandsamt oder im Studentenwerk auch um die Wohnungssuche, um Aufenthaltsgenehmigungen usw., gewissermaßen als persönliche Hilfestellung. Im allgemeinen ist der ausländische Studierende allein gelassen.

Erst durch die Auswüchse und Zumutungen einer offenen Ausländerfeindschaft in den letzten Jahren, die natürlich auch in der Hochschule virulent sind, fand das eigentliche Dilemma der ausländischen Studierenden etwas mehr öffentliches Interesse, nämlich ihre

sozial und intellektuell marginale Situation in der Hochschule selbst mit ihrem verhängnisvollen Einfluß auf Studienlänge und Studienleistung: wenig eingebunden in das Hochschulbetrieb, vor allem nicht als gleichrangig angesehen, fehlen ihnen häufig die grundlegenden Voraussetzungen an Kommunikations- und Kooperationsmöglichkeiten mit der "deutschen Seite", um ein Studium in der Fremde eigenständig und selbstbewußt angehen und absolvieren zu können. Als Alternativen scheinen nur Gettoisierung oder Überanpassung zu bleiben.

Wir müssen uns, um endlich zu adäquaten und effizienten Beratungsformen zu kommen, einigermaßen klar darüber sein, das 'Ausländerstudium' in Deutschland vom ausländischen Studienbewerber her gesehen sehr unterschiedliche Interessen und Erwartungen einschließt, die oftmals gar nicht das Studium, schon gar nicht die Studieninhalte unmittelbar selbst betreffen. Für viele ausländische Studierende in der Bundesrepublik Deutschland bedeutet ihr Studium häufig zunächst einmal, politisch überleben zu können, für andere ist es eine Ausbildung, die im Verhältnis zum Studium in USA, England oder Frankreich verhältnismäßig machbar und erschwinglich ist usw. Das heißt, auch für die Berater ist eine Beratung wie Stochern im Nebel - eben, weil die individuellen, kulturellen, sozialen und politischen Absichten des 'Ausländerstudiums' so verschieden gelagert sind, aber auch die kulturellen, politischen, nationalen Unterschiedlichkeiten der Gruppe der ausländischen Studierenden so groß sind - schon allein von ihrer politischen und nationalen Präferenz her: die Übersiedler, die EU-

Studierenden, die Studierenden aus den Entwicklungsländern usw.

Dieser Faktor der Unsicherheit in der Beratungsarbeit und innerhalb der ausländischen Studentenschaft wäre jedoch eher zu ertragen, wenn ein öffentlicher Konsens über Inhalt und Richtung des Ausländerstudiums in der Bundesrepublik bestünde. Der ist jedoch nach wie vor nicht in Sicht. Solange es ein Ausländerstudium in der Bundesrepublik gibt, ist nicht klar, welche Optionen von Absicht und Ziel gesetzt werden sollen: Ein Beitrag zum Internationalismus oder Entwicklungshilfe, wirtschaftliche Interessen oder Asylgewährung? Oder von jedem ein bißchen - mal mehr, mal weniger?

In den letzten Jahren zeichnet sich beispielsweise eine Tendenz der Bevorzugung sogenannter Programm-Studenten ab, also der Stipendiaten, aber auch der EU-Studenten und der "Bildungsinländer" gegenüber den "Sonstigen" - auch in der Beratung und der materiell-finanziellen Förderung, mit anderen Worten: eine einseitige Förderung, unter der der größere Teil der ausländischen Studierenden, die "Selbstzahler", fast durchweg Studierende aus den Entwicklungsländern, leidet (denn die Fördermittel sind insgesamt natürlich nicht gestiegen - im Gegenteil!). Obwohl sie also in der Mehrheit sind, obwohl ihre materiellen Bedingungen durch Devisenverfall und politische Unwägbarkeiten in den Heimatländern, durch Wohnungsknappheit und Arbeitsmangel in Deutschland, nicht zuletzt durch die aufenthaltsbeschränkenden Regulierungen des Ausländergesetzes immer mehr eingeschränkt werden, obwohl sie es sind, die am nötigsten - zumindest in der Anfangszeit ihres Aufenthaltes hier - Unterstützung brauchen, leben sie öffentlich zunehmend abgekoppelt

und ausgeschlossen. Immer mehr Zeit müssen die Auslandsämter beispielsweise den Förder-Programmen, wie ERASMUS, widmen, immer weniger Zeit bleibt für Förderung und Beratung der großen Mehrheit, derer, die Unterstützung am nötigsten haben. Alle scheinen da mitzuspielen, und es ist kein Zufall, wenn dieser Tage Aufrufe der Arbeitsämter in den Tageszeitungen erscheinen, in denen es heißt:

Die Zentralstelle für Arbeitsvermittlung (ZAV) sucht Arbeitgeber, die während des Sommers ausländische Studenten als Hilfskräfte beschäftigen ... Vor allem Studenten aus Osteuropa, den USA, Kanada und der Europäischen Union seien an Ferienjobs in Deutschland interessiert (aus: Frankfurter Rundschau vom 15.5.95)

Die "Sonstigen" werden hier noch nicht einmal angesprochen.

Beratung kann natürlich eine aktive, klarsichtige und konsequente Bildungspolitik nicht ersetzen, natürlich kann sie letzten Endes nicht entscheiden, ob etwa die große Gruppe der iranischen oder türkischen Studierenden "regierungsamtlich" weiterhin vergessen bleibt, im wahrsten Sinn des Wortes: geduldet, oder ob ihr Studium in Deutschland getragen wird vom Gedanken der Solidarität, des Interesses für die Herkunftsländer - auch des Interesses an demokratischen Verhältnissen dort, des Interesses vor allem an dem Fremden und Anderen. Sie kann aber durch persönlichen Einsatz und institutionelle Förderung dem einzelnen Studierenden Hilfestellung geben. Sie kann aber durch Kompetenz und Sensibilität in der Sache für die besonderen und sehr differenzierten Erwartungen

und für die wissenschaftliche und gesellschaftliche Notwendigkeit des Ausländerstudiums öffentlich einnehmen, seine Konstruktion und Organisation immer wieder hinterfragen - und damit den Boden bereiten für eine notwendige sinnvolle Veränderung. Und die kann nur heißen, Bedingungen zu schaffen für ein selbständiges autonomes und - auch im Hinblick auf den Bedarf der Herkunftsländer - vielfach kulturell, politisch, sozial und ökonomisch sinnvoll veränderbares Studium.

Die Beiträge in diesem Heft können hoffentlich in diesem Sinn anregen. In einem zweiten Heft (Studienberatung II), das möglichst noch in diesem Jahr erscheinen sollte, möchten wir nach der vorliegenden, eher theoretischen Bestandsaufnahme gern praktische und realistische Erfahrungen aus dem aktuellen Beratungsalltag diskutieren und bitten schon jetzt um die Mitarbeit unserer Leser. In welcher Form sich diese Mitarbeit zeigt, in Leserbriefen und Kritik an unserer Position, in Reflexion über die eigene Arbeit, die eigene Befindlichkeit, ob Student oder "Berater", politischen Betrachtungen, soziologischen Einschätzungen: wir garantieren in jedem Fall Aufmerksamkeit und Interesse und - falls gewünscht - Diskretion und Anonymität

DIE REDAKTION

Schnee von gestern:

Ausländerbetreuung" - Irrweg oder Notwendigkeit?

Eine Podiumsdiskussion aus dem Jahr 1962¹

Vorbemerkung 1995:

Wenn man die Diskussion verfolgt, könnte man meinen, das "Ausländerstudium" hätte sich in den letzten Jahrzehnten im Kreis gedreht: "Alle Betreuer oder die in der Betreuung oder Partnerschaft tätigen Personen sind heute dem Unbehagen ausgesetzt, daß sie eigentlich eine Tätigkeit ausüben müssen, von der sie überzeugt sind, daß diese Tätigkeit das Übel nicht an der Wurzel packt", sagt ein Diskussions-Teilnehmer vor nunmehr 33 Jahren. "Partnerschaft" - das sagt man in diesem Bereich heute eigentlich nicht mehr, vielleicht "Gleichberechtigung", "Studieren in gegenseitiger Akzeptanz" ... Aber sonst könnte dieser Satz aus dem Protokoll eines aktuellen Berater-Symposiums stammen. Schon damals war "Technische Beratung und Einführungshilfen", heute "Fachberatung", am Ende und "menschliche Hilfe", "menschliche Beratung" gefragt, weil nicht mehr zu übersehen war, daß ausländische Studierende vor allem Schwierigkeiten mit der fremden kulturellen Umwelt und ihren Verhaltensformen hatten und sich die Notwendigkeit ihrer Vermittlung mehr und mehr in den Vordergrund schob - einfach schon deshalb, weil mit ihr der Studienerfolg steht und fällt.

Was uns heute vielleicht von damals unterscheidet, sicherlich auch gefördert durch das aktuelle Erleben von Ausländerfeindschaft, ist eine gewisse Einsicht in die deutsche konstitutionelle Ambivalenz im Umgang mit Fremdem und Fremden, und daß die Probleme der ausländischen Studierenden weniger die Frage ihres individuellen Versagens ist, sondern eher die unbewältigten politischen und gesellschaftlichen Probleme

¹ aus: *information essay bericht: Ausländerbetreuung ...*, 52 S. - Schriftenreihe des WUS, Bonn 1962

der Deutschen. Entsprechend handlungsfähiger wären wir auch gegenüber den Diskutanten von 1962. Wie die weiteren Beiträge in diesem Heft aber zeigen, vor allem die der ausländischen Studierenden selbst, trennen nach wie vor Möglichkeiten und die Wirklichkeit Welten ...

Die Redaktion

PODIUMSDISKUSSION

Diskussionsleiter:

Harald Ganns, World University Service

Diskussionsteilnehmer:

Hans Gliwitzky, Akademische Auslandsstelle München

Jonathan Grigoleit, Verband Deutscher Studentenschaften

Johannes Hiller, Evangelische Studentengemeinde in Deutschland

Jochim Hoffmann, Deutscher Akademischer Austauschdienst

Walther Mohr, World University Service

**Richard Schürmann, Internationaler Studentenbund - Studentenbewegung für
übernationale Föderation**

Die Diskussion ist leicht gekürzt.

Ganns: Unser Programm hat den Obertitel „Ausländerbetreuung – Irrweg oder Notwendigkeit“ und den Untertitel „Der Wandel in den Konzeptionen der sogenannten Betreuungsorganisationen“.

Wir wollen uns jetzt darüber unterhalten, ob in der Tat in den verschiedenen Konzeptionen der Organisationen, die sich mit dem Studium der Ausländer und den Problemen, die damit zusammenhängen, befassen, eine Wandlung eingetreten ist. Oder anders ausgedrückt: Was wir heute unter dem Schlagwort Partnerschaft besprochen haben, ist das genau dasselbe, wie das, was wir vor drei oder vier Jahren schon gemacht haben, haben wir nur ein neues Schlagwort dafür gefunden, oder bahnt sich in der Tat etwas Neues an, wird das Alte dadurch hinfällig, behält das Alte seine Berechtigung neben diesem Neuen? All diese Fragen können wir hier noch einmal anschneiden und dann bewußt auf den Untertitel dieses Seminars zusteuern, denn die Beiträge heute haben diese Frage eigentlich noch offen gelassen, wenn auch zwischen den Zeilen die Antworten manchmal durchschimmerten.

Wenn wir uns fragen, ob sich etwas geändert hat, müssen wir zunächst einmal festzustellen versuchen, wie die Situation früher war. Heute hörten wir, daß der VDS sich erst im Jahre 1961 dazu durchgerungen hat, die Bildung ausländischer Studentenvereinigungen zu begrüßen. Sie mögen daran sehen, daß die Situation vorher anders war, nicht nur deshalb, weil es da weniger Vereinigungen gab, denn in der Tat gab es auch schon vor 1961 Vereinigungen ausländischer Studenten.

Ich möchte nun die Teilnehmer der Diskussion bitten, mir bei dem Versuch behilflich zu sein, festzustellen, wie das vor einigen Jahren war. Hat tatsächlich alles nur auf dem bekannten grünen Buch von Dankwortt aufgebaut, haben wir wirklich nur am Ausländer bemerkt, daß er Sorgen und Nöte hat, und haben wir nur versucht, ihm zu helfen, oder haben wir auch noch andere Dinge festgestellt im Zusammenhang mit dem Studium der Ausländer?

Hoffmann: Der erste, der – wenn ich mich recht entsinne – zum Thema des ausländischen Studenten in Deutschland Stellung genommen hat, war Professor Richter, der ehemalige

Präsident des DAAD, im Jahre 1956, als er die Einrichtung von hauptamtlichen Betreuern an den deutschen Universitäten in einem Memorandum forderte, daß dem Auswärtigen Amt und dem VDS vorgelegt wurde. Dieses Memorandum ist vom VDS sehr heftig kritisiert worden, und die Einstellung hauptamtlicher Betreuer ist damals auf Einspruch des VDS zurückgestellt worden. Der VDS hat damals die Ansicht vertreten, daß es Aufgabe der deutschen Studentenschaft sei, ihren ausländischen Kommilitonen bei Studien-schwierigkeiten innerhalb der deutschen Universitäten und Hochschulen zu helfen. Der VDS selber hat meiner Ansicht nach erstmalig bei der Auslandsreferenten-Tagung in Kiel im November 1957 bei einem Seminar über die Verbindungen zwischen der deutschen und der ausländischen Studentenschaft auch zu der Frage des Ausländerstudiums Stellung genommen und dies wiederholt auf den Ausländerreferenten-Tagungen 1958 in Goslar und in Freiburg. Im Jahre 1958 auf dieser Ausländerreferenten-Tagung ist auch erstmalig gesprochen worden über das Problem der Unterbindung ausländischer Studenten in Studentenwohnheimen. Im Jahre 1958 lag dann auch die große Studie von Dieter Dankwortt vor, der im Jahre 57/58 noch vom Institut für Soziologie der Universität Hamburg aus beauftragt war, das Problem des Studiums ausländischer Studenten in Deutschland zu untersuchen. Diese große Dankwortt-Studie ist nie veröffentlicht worden. Das Buch von Dieter Dankwortt ist eine sehr gekürzte, zusammengestrichene Arbeit gewesen, die Ende 1959 verteilt worden ist.

Ganns: Glauben Sie, daß das Problem des Ausländerstudiums also zunächst einmal unter diesem Aspekt gesehen wurde? Genannt wurde Zimmerverteilung, genannt ist die Broschüre von Dankwortt, die in der zusammengestrichenen Form sehr wirksam wurde; und glauben Sie, daß man damals dem ausländischen Studenten in Deutschland in erster Linie als einem Betreuungsobjekt gegenübergetreten ist von Seiten der Hochschule, von Seiten der Studentenschaft?

Pfarrer Hiller: Ich würde sagen, daß in der Entwicklung die erste Dankwortt-Studie und das, was dann im Auswärtigen Amt und an anderen Stellen zur Kenntnis gebracht wurde, einen Schock verursacht hat. Man hat damals das erste Mal auf einer relativ breiten Basis durchgegriffen in technischer und menschlicher Art, hat zur Kenntnis nehmen müssen, wie wenig die deutsche Öffentlichkeit auf diese Welle vorbereitet war. Und von daher setzte die Entwicklung ein, die sich sehr stark darauf konzentrierte, diese Schwierigkeiten, so gut es irgendwie möglich war, zu beseitigen. Ich würde meinen, daß die Fragen nach dem Zusammenleben und Zusammenwirken in der Hochschulgemeinde selbst erst im Laufe der letzten drei Jahre Gestalt angenommen haben.

Grigoleit: Ich möchte zu dem ergänzen, was Joachim Hoffmann und Pfarrer Hiller gesagt haben. Er scheint es zu wissen, daß der Teil, der aus der ersten Dankwortt-Studie herausgestrichen wurde, genau das Problem betrifft, womit wir uns heute beschäftigen, und daß Dr. Dankwortt sozusagen eine Rehabilitation erfahren hat. Er hat, auf eine kurze grobe Formel gebracht, gesagt: wenn ihr die Ausländer nur im außerwissenschaftlichen Bereich betreut, und dem wissenschaftlichen Bereich und Ausbildungsbereich der Universität keine Aufmerksamkeit schenkt, werdet ihr mit der gesamten Betreuung Schiffbruch erleiden. – Damals ist das von den offiziellen Stellen deswegen rausgeschnitten worden, weil die Diskussion zur Hochschulreform im Gange war, und man befürchtete, wenn man für die Studienprobleme und andere wissenschaftliche Bereiche Betreuungsvorschläge, Anregungen oder gar Forderungen aufstellt, daß man dann mit den Universitäten in Konflikt kommen würde. Doch das hat sich auf die Dauer nicht vermeiden lassen, der Konflikt ist heute da. Vor eineinhalb Jahren, als der VDS dann die objektiv irri-ge Meldung in die Presse gab, 94 % der ausländischen Studenten haben ihr Vordiplom, wurde die Frage sehr schnell aktuell, was passiert im Wissenschaftlichen, im Ausbildungsbereich mit den ausländischen Studenten? Diese Frage hat vor vier oder sechs Wochen

ihren Höhepunkt gefunden in der Anfrage im Bundestag nach den Studienerfolgen der ausländischen Studenten. Was Danckwortt damals vorausgesagt hatte, ist prompt eingetreten, nämlich das heute eine genaue Übersicht über die Studienerfolge ausländischer Studenten nicht vorliegt und gar nicht vorliegen kann, denn man hat noch immer keine konkreten Vorstellungen über die Maßnahmen, wie das zu schaffen wäre. Alle Betreuer oder die in der Betreuung oder Partnerschaft tätigen Personen sind heute dem Unbehagen, ausgesetzt, daß sie eigentlich eine Tätigkeit ausüben müssen, von der sie überzeugt sind, daß diese Tätigkeit das Übel nicht an der Wurzel packt. Das führt zu Erscheinungen wie zum Beispiel an der TH Aachen. Dort ist das inzwischen wieder in das andere Extrem umgeschlagen: Man hat gesagt, wir wollen die ganze Aktivität der Betreuung einfach mal zurückstellen für einige Jahre, und uns nur um die wissenschaftliche Ausbildung kümmern. Denn es hat sich erwiesen, daß die ausländischen Studenten, die einen befriedigenden Studienerfolg erreichen, auch keine Betreuungsprobleme haben. In dieser verallgemeinerten Form ist das natürlich auch wieder nicht richtig, denn was nützt einem ausländischen Studenten das beste Examen, wenn er keine Wohnung hat, wenn er keine Kontakte hat. Das Problem ist heute, daß die Universität diese Wurzel noch nicht richtig erkannt hat; und wenn sie sie erkannt hat, daß sie nicht gewillt ist, sie anzupacken. Denn auch die Universität steht im Dualismus der Studienreform. Die Universität sagt, unserer Ansicht nach kann das Studiensystem für die Ausländer nicht allein reformiert werden. Wir können also keine wissenschaftlichen Tutoren anstellen allein wegen der Ausländer. Denn das Studium allgemein, auch das der deutschen Studenten, leidet unter technischen Mängeln. Nur im Zusammenhang mit dieser ganzen Studentenreform kann das Ausländerstudium gesehen werden.

Man hört auch aus den Befragungen der hauptamtlichen Betreuer immer wieder die Klage, daß die eigentlichen technischen Einführungshilfen nunmehr eingespielt sind. Daß das aber keineswegs zur Behebung der Probleme der ausländischen Studenten beigetragen hat. Was also notwendig erscheint, sind Überlegungen, wie in den Universitäten und Hochschulen Anregungen und Vorschläge eingesetzt werden können, wie das Studiensystem reformiert werden kann. Wobei wir uns alle im Klaren darüber sein müssen, daß das eigentlich gar nicht unsere Angelegenheit ist.

Gliwitzky: Ich habe an Herrn Grigoleit eine Frage. Sie haben eben gesagt, daß zu unserer Aufgabe auch die Lösung menschlich-geistiger Probleme gehört.

Grigoleit: – menschlich-geistige Begegnung. Ich meine, alles das, was im Bereich zwischen den ausländischen Freunden außerhalb der wissenschaftlichen Ausbildung passiert.

Gliwitzky: Aber aus Ihrem Referat habe ich soviel verstanden, daß Sie gerade die Betreuungstätigkeit, oder wenn es jetzt Partnerschaft heißen soll, auf eine formale, in diesem Fall technische Hilfe beschränken wollen.

Grigoleit: Nein, nein, ganz im Gegenteil. Ich habe den Eindruck, Sie haben mich mißverstanden. Technische Beratung und Einführungshilfe muß als echte Betreuungsmaßnahme nach wie vor bestehen bleiben. Da führt kein Weg daran vorbei. Wenn ich an eine fremde ausländische Universität gehe, dann suche ich jemanden, der mich beraten kann und in das studentische Leben einführt. Das ist eine echte Betreuung, das ist auch nichts Abwertendes.

Alles, das, was wir – wenn Sie das pathetische Wort gestatten – als Selbstgestaltung des ausländischen Studenten akzeptieren, außerhalb seiner wissenschaftlichen Ausbildung, das gehört zu seinem Ausbildungs- und Selbstbildungsprogramm. Die Studenten müssen doch selber mitgestalten, und daraus ergibt sich die Partnerschaft.

Gliwitzky: Aha, wenn ich Sie richtig verstanden habe, dann heißt das, daß diese geistige Begegnung oder Auseinandersetzung überhaupt nicht in Ihr Gebiet falle, sondern Sie

haben nur gesagt, daß das eben nicht das Monopol einer Organisation ist, die jetzt von sich aus Objekte berieselt.

Ganns: Darf ich einen Moment stören. Kann man sagen, daß diese komplexen Hilfsmaßnahmen, die Herr Grigoleit nennt, von den Behörden, Personen, Institutionen betrieben wurden, daß Sie mehr als technische Hilfeleistung wollten und wenn ja, in welcher Richtung, in welcher Form?

Pfarrer Hiller: Nur noch zur Ergänzung: es besteht auch Einigkeit unter uns darin, daß man technische Hilfe – in einer natürlich sehr taktvollen Weise – mit menschlicher Hilfe verbinden muß. Es ist nun einfach die Praxiserfahrung derer, die sich hier engagieren, daß auch eine große Anzahl deutscher Studenten einfach menschliche Probleme hat, die sie mit der Hilfe und im Gespräch mit einem anderen besser lösen kann als allein. Und durch die besondere Situation des Auslandsstudiums sind menschliche Probleme in spezifizierter Weise bei ausländischen Studenten gegeben. Hier würde ich also als Studentenpfarrer ein großes Ausrufezeichen machen und würde sagen, wir sind auf dem Holzweg, wenn wir meinen, wir hätten diesen Sektor bereits mit einer rein technischen Hilfe erledigt. Es wird auch in Zukunft notwendig sein, daß im Hochschulraum eine größere Anzahl von Menschen, seien sie nun dafür bezahlt oder seien sie, was noch viel schöner und unverkrampfter wäre, Freiwillige, bereit ist, den ausländischen Kommilitonen bei der Bewältigung menschlicher Schwierigkeiten auf der ganzen Breite, auf der sie passieren können, zu helfen. Denn es ist nun einfach mal so, daß jemand, der jahrelang vom heimatlichen Background abgeschnitten ist, nur die beiden Möglichkeiten hat: erstens der Kommunikation mit den Kommilitonen aus dem Heimatland, die in diesen menschlichen Hilfen Enormes leisten können, und zweitens die Begegnung mit Freunden im Universitätsraum, die diese Dinge mit ihm zusammen zu lösen versuchen. Ich möchte also durch mein Ausrufezeichen das Menschliche nicht durch das Technische verschüttet sehen.

Gliwitzky: Ja, ich wollte noch einmal auf das oben Gesagte zurückkommen. Zunächst also scheine ich Sie mißverstanden zu haben. Das dürfte jetzt dahingehend geklärt sein, daß die menschliche Beziehung über die bloß technische Hilfe hinausgeht in den Bereich der Betreuung, den Sie Partnerschaft nennen wollen. Da frage ich mich nur, worin sehen Sie den spezifischen Unterschied, oder wogegen wendet sich hauptsächlich Ihre Kritik? Das scheint so auszusehen, als ob bisher die Betreuungstätigkeit in einer einseitigen Bevormundung oder in einem Beeinflussungsversuch der ausländischen Studenten gelegen habe.

Grigoleit: Genau das! Obwohl das, was ich heute auszuführen versuchte, nicht allein Kritik war. Wir meinen, daß der ganze Fragenbereich des Studiums der Ausländer nicht nur eine Frage der Betreuung sein kann. Denn die Betreuung hat ihren Platz in der technischen Beratung und die Betreuung hat ihren Platz darüber hinaus in der menschlichen Beratung.

Mohr: Die Betreuung ist notwendigerweise wegen der großen Zahl ausländischer Studenten, die hierher kommen, irgendwo schematisiert. Sie ist darauf eingerichtet, Mengen von Leuten mit technischen Daten zu versehen, in einem genormten Schema über die Anfangszeit hinwegzuhelfen und sie dann sich selbst zu überlassen. Dann stellt sich aber auf einmal heraus, daß ausländische Studenten die komplexesten Probleme haben, menschliche Probleme haben, die sich gerade aus ihrer besonderen Situation des Studiums fern von der Heimat und unter Bedingungen, die sie vorher nicht kannten, entwickelt haben. Das sind Probleme, die gelöst werden müssen, die man unter Betreuung nicht erfassen kann, sondern die in den allgemeinen menschlichen Bereich gehören, in die menschliche Betreuung, wenn man so sagen will. Menschliche Betreuung zu machen, das gelingt wohl am ehesten einem Pfarrer, aber kaum mehr einem beamteten Manne im

Auslandsamt, der Tausende von Ausländern zu betreuen hat. Und diese menschlichen Probleme meinen wir, ergeben einen Komplex von Aktivitäten, Möglichkeiten und Aufgaben für die Kommilitonen und Studentenorganisationen, die man gar nicht mehr darunter fassen kann, daß dies Betreuung sei, in dem Sinne, daß man etwas tut für . . . Diese Aufgaben kann man dadurch lösen, daß der menschliche Konnex zwischen deutschen und ausländischen Studenten geschaffen wird. Kontakt in allen möglichen Richtungen. Und dieser Kontakt ist nicht schaffbar, wenn der ausländische Student immer das Gefühl hat, er werde von jemandem verachtet. Es muß gelingen, ihn auf dieselbe Basis zu bringen, auf dieselbe Grundlage zu bringen, in ihm den Menschen anzuerkennen und ihn dadurch von seinen eigenen, durch die Betreuungsideologie von uns geschaffenen Komplexen zu befreien, daß er Objekt sei. Dann ist ein menschlicher Konnex möglich. Wenn man das auf Organisationsbasis macht, ist es besser. Dann hat der Partner eine eigene Organisation, wo sich dann wiederum zwei Gruppierungen gegenüberstehen, die gleichberechtigt sind. Damit lösen sich alle anderen Probleme, die man als Betreuer, als ein Mann gegenüber von Hunderten einfach nicht lösen kann.

Grigoleit: Man könnte diese Frage vielleicht an einem kleinen Modell durchexerzieren, indem man mal fragte: Was war der gewünschte Effekt, etwa bei Veranstaltungen, Studienfahrten, Seminaren und dem bisherigen Betreuungsprogramm? Ich weiß es nicht, weil wir uns nie daran gehalten haben. Kann man sagen, daß von Anfang an der gewünschte Effekt der war, daß etwa durch eine solche Veranstaltung zwei Dinge erreicht wurden: erstens Kommunikation von etwas Dauer auch zwischen ausländischen und deutschen Studenten zu schaffen, und zweitens Sachfragen in der ganzen Breite, in der sie passieren können, anzustoßen und anzudiskutieren, eben in den Dialog zu kommen. Ich persönlich hatte bei der Intention etwa der Richtlinien, die wir, daß muß man mit Dankbarkeit sagen, immer sehr weit auslegen konnten, nie den Verdacht ganz los werden können, daß diese zwei Intentionen primär führend waren. Im Sinne von Partnerschaft trägt dies absolut nichts auf.

Gliwitzky: Ich kenne mich jetzt nach den Äußerungen von Herrn Mohr und Herrn Grigoleit überhaupt nicht mehr aus, muß ich ehrlich sagen. Ich möchte jetzt gerne einmal wissen, was nun wirklich streng umrissen Ihrer Ansicht nach Aufgabe der hauptamtlich mit der Betreuung Beauftragten ist.

Ganns: Wir müssen auf jeden Fall vermeiden, hier ein Oppositionsverhältnis zwischen hauptamtlichen Betreuern und anderen Studenten, die sich auch mit Betreuung befassen, aufzurichten. Hauptamtliche Betreuer reagieren immer etwas sauer, wenn die Studenten oder die Studentenschaft eigene Anmerkungen zur Verbesserung der Studentenbetreuung machen. Sie meinen immer, alles sei schlecht, sie wollen nur meckern, und sie halten nichts von den echten Leistungen, die von den hauptamtlichen Betreuern gemacht werden. Das ist nicht der Fall.

Ich meinte, man sollte versuchen, für die Zukunft Vorschläge gemeinsam auszuarbeiten und diese Schwierigkeiten etwas abzubauen, nämlich die Schwierigkeiten in der wissenschaftlichen Ausbildung. Und die Diskussion um die sonstige Betreuung, alles, was sonst noch gemacht wird, Reisen, Programme und so weiter, muß nebenbei weitergehen.

Gliwitzky: Also zunächst einmal: ich fühle mich keineswegs in irgendeiner Konkurrenz zu Ihnen. Meine Kollegen werden Ihnen das bestätigen können, daß wir in der gleichen Misere sind, die Sie offensichtlich eben zugegeben haben. Wir wissen in diesem Punkt genausowenig, und das war ja eigentlich der gemeinsame Ton dieser ganzen Diskussion heute. Aber es hat ja keinen Zweck, jetzt hier Unisono in eine Bankrott-erklärung auszubrechen. Wir können wenigstens versuchen, die Differenzen oder die Übereinstimmungen genauer zu skizzieren. Es heißt hier: technische Hilfen – Ja! Darüber sind wir uns einig. Sind wir nun nicht wenigstens in der Lage zu formulieren, worauf es

jetzt eigentlich ankommt, was als nächstes anzugreifen ist, was aus dem ganzen Wust von Fragen herauszulösen ist. Können wir nicht vielleicht mal skizzieren, was wir als gemeinsame Aufgabe jetzt als nächstes angehen wollen.

Grigoleit: Ich weiß nicht in jedem Punkt, ob ich werde Gemeinsamkeiten feststellen können. Aber ich sagte heute Vormittag schon, daß hier der Schlüssel oder einer der Schlüssel zu dem Problem der Studienerfolge ausländischer Studenten zu sein scheint: im Problem der Zulassung.

Wir haben uns leider nicht darüber unterhalten; über die Frage der Überfüllung unserer Studienkollegs und die Abwertung unserer Studienkollegs zu Organisationen oder Institutionen, die Nachhilfeunterricht erteilen. Wir haben uns leider auch nicht darüber unterhalten, ob nicht ausländische Studenten nur dann in Deutschland studieren dürfen, wenn sie wirklich nicht die Möglichkeit hätten – die nicht vorhandenen Studiengebiete bitte ich immer auszuklammern – in ihrem Heimatlande zu studieren. Ich glaube, das sind zwei Dinge, bei denen wir Gemeinsamkeiten oder Differenzen feststellen können. Ich würde vorschlagen, hier anzusetzen, denn bei dem Problem der Hochschulreform werden wir kaum zu Gemeinsamkeiten kommen können. Außerdem dauert die Hochschulreform schon 150 Jahre, und wir haben noch nicht allzuviel neue Dinge dabei erlebt.

Gliwitzky: Wenn ich auf ein Stichwort zunächst eingehen darf, das hier gefallen ist: das Stichwort Zulassung. Wenn wir das behandeln wollen, und darüber Einigkeit bzw. Differenzen erkennen wollen, müssen wir uns aber vorher darüber klar werden, ob diese Frage für uns sinnvoll zu untersuchen ist, ob und welche Möglichkeiten wir haben, auf eine Modifizierung dieser Verhältnisse einzuwirken. Wenn wir gar keine Möglichkeit haben, haben wir eine absolut sinnlose Diskussion.

Sie, Herr Grigoleit, scheinen eine andere Antwort darauf zu haben.

Grigoleit: Im Bereich der einzelnen Hochschulen haben Sie wohl die Möglichkeit auf den Senat einen Einfluß zu nehmen. Es ist einfach unmöglich, daß auch wir uns nicht daran halten, gemeinsam diese Zulassungsbestimmungen in ganz Deutschland durchzuführen.

Es ist doch so, daß der Student, der in München nicht aufgenommen worden ist, in Würzburg angenommen wird. Und hinterher wundert man sich darüber, warum er in Würzburg ein schlechtes Examen macht. Oder warum er mit dem Studium nicht weiterkommt. Und das ist nicht nur im Rahmen eines Bundeslandes, sondern das ist unter Umständen im Rahmen einer Universität von Fakultät zu Fakultät verschieden. Es ist also durchaus möglich, über den entsprechenden Kanal des akademischen Auslandsamtes, auf den Senat und die Zulassungsreferenten einzuwirken.

Ganns: Darf ich mir erlauben, einen Vorschlag zu machen: Wenn wir jetzt dabei sind zu diskutieren, wo man in Zukunft trotz eventuell oder scheinbar auftauchender Verschiedenheiten in den Auffassungen gemeinsam marschieren kann, ergibt sich da nicht eine ganze Reihe von Fragen? Ich glaube, es wäre jetzt auch langsam an der Zeit, im Zusammenhang mit der Betreuung und dem anderen neuen Faktor Partnerschaft zu fragen, ob es nicht ein guter Schritt von den etwas ausgefahrenen Gleisen der Betreuung weg zu einem mehr partnerschaftlichen Handhaben der ganzen Probleme wäre, wenn auch die Studenten selbst einen Teil der Betreuung übernehmen. Es ist ja leider festzustellen, daß in diesen Fragen so etwas wie Konkurrenzdenken aufkommt. Gerade, wenn man daran denkt, ob man nun den ausländischen Studentenorganisationen Betreuungsgelder zur Verfügung stellen soll. Vielleicht können wir dazu mal die Stellung des ISSF hören.

Schürmann: Ich habe heute morgen in meinem Referat schon ausgeführt, daß die ausländischen Studenten gleichberechtigte Studenten hier bei uns sind und keine Gäste oder sonst irgendwas, und deshalb Anspruch auf volle Unterstützung finanzieller Art, genau

wie wir sie von ministerieller Seite bekommen, erheben können. Was die Frage der Betreuung und die Mittel der technischen Betreuung betrifft, halte ich es durchaus für opportun, die Ausländer daran mitarbeiten zu lassen. Allerdings sind ihre Studentenvereinigungen noch nicht sehr lange als Studentenvereinigungen in der Bundesrepublik vertreten und sind im Augenblick immer noch im Begriff der Festigung. Aber ich würde es für die beste Lösung halten, wenn man sie uns gleichstellte, denn es würde den Neuankommenden gegenüber nicht so aussehen, als wenn die Deutschen was von ihnen wollten, sondern eben die Studentenschaft an den deutschen Hochschulen.

Ganns: Wenn wir uns einmal ins Gedächtnis zurückrufen, daß wir ja ursprünglich über den Wandel von Konzeptionen sprechen wollten, so würde ich sagen, daß sich in einer solchen Entwicklung ein Wandel zeigen würde gegenüber der ursprünglichen Auffassung.

Pfarrer Hiller: Mir kam in den letzten Wochen immer stärker ein Gedanke, der allerdings, wenn er realisierbar wäre, einen sehr starken Wandel in der Organisation der Betreuung herbeiführen würde. Ist es nicht an der Zeit, nachdem wir diese drei Säulen: Beratung und technische Hilfe, Studienhilfe und dann das, was unter dem Stichwort Partnerschaft zusammengefaßt wird, herauskristallisiert haben, auch in der Vergabe öffentlicher Mittel dem Rechnung zu tragen in etwa so, daß organisatorisch an dieser Betreuung, in dem von uns jetzt analysierten Sinn, nur die Organisationen beteiligt werden, die Menschen zur Verfügung stellen, die in dieser Arbeit mitwirken. Das würde bedeuten, daß nicht die Organisation Betreuungsorganisation ist, sondern daß sie die Möglichkeit hat auf diesem Sektor zu arbeiten und deswegen gefördert wird. Wenn nun im ausländischen Studentenverband jemand freigestellt werden kann, der an dieser Betreuung mitarbeitet, dann soll natürlich auch hier gefördert werden.

Zweiter Schritt: Der gesamten Arbeit, die unter das Wort Betreuung nicht so gut paßt wie unter das Wort Partnerschaft, gesondert Mittel zur Verfügung stellen, aus denen nicht eine Organisation, weil sie WUS oder ESG oder ISC heißt, gefördert werden kann, sondern die Vergaben werden nach natürlich weitzufassenden sachlichen Gesichtspunkten vorgenommen, wenn es sich im heutigen Sinne um partnerschaftliche Aktivitäten handelt; selbstverständlich dann auch an die Nationalvereinigungen. Es ist generell nicht jeder Nationalverband, nicht generell jede Veranstaltung zu fördern, sondern nur das, was partnerschaftlich ausgerichtet ist.

Gliwitzky: An Herrn Pfarrer Hiller zwei Fragen: Wer soll das Gremium sein, daß die sachlich verschiedenen Vorschläge von den einzelnen Organisationen gegeneinander abwägt und nach welchen Kriterien? Denn die Mittel sind beschränkt.

Grigoleit: Was Herr Pfarrer Hiller eben apostrophierte, hat der VDS seit zwei Jahren mit großem Nachdruck zu vertreten versucht. Vor 1½ Jahren haben wir versucht zu erreichen, daß Mitglieder eines Koordinierungsausschusses auch ausländische Studentengruppen sein können, sofern sie den Bedingungen einer Betreuungsorganisation im Sinne der Richtlinien entsprechen. In diesem Sinne würde der VDS die Frage, ob die ausländischen Studentenorganisationen als Betreuungsorganisationen zu gelten haben, ganz eindeutig mit lautem Ja beantworten. Damals ist es abgelehnt worden, weil an den öffentlichen Stellen, zumindest an den Universitäten, die Grundhaltung vorherrschte, die ausländischen Studentengruppen stellten noch keinen so fertig entwickelten Faktor des studentischen Gemeinschaftslebens dar, als daß man sie schon als massive Betreuungsträger heranziehen könnte. Diese Auffassung hat sich im Laufe der Entwicklung mit Recht gewandelt, und als der Antrag des VDS in diesem Jahr neu im Beratungsausschuß des Auswärtigen Amtes eingebracht wurde, ist er in die Richtlinien aufgenommen worden.

Nur noch zwei Dinge sind dazu anmerken. Erstens: Die Wirkung dieser sicher sensationellen Wandlung muß durch zwei Dinge verbessert werden. Das eine ist der Koordi-

nierungsausschuß. Am Ort arbeitet er nur noch in den seltensten Fällen, jedenfalls, wenn ich die Mehrzahl der Koordinierungsausschüsse betrachte.

Unser Antrag wurde nur eingebracht im Hinblick auf den Fall, daß die Koordinierungsausschüsse tatsächlich die Aufgabe erfüllen, die ihnen in den Richtlinien zugeordnet sind. Nämlich, daß sie über die Koordinierung aller Betreuungsobjekte am Ort beraten. Zum anderen: Zu entscheiden über den Mittelantrag an das Ministerium.

Nach welchen Kriterien soll dieser Ausschuß entscheiden?

Der Ausschuß soll nach den Richtlinien entscheiden. Der Ausschuß ist ja eine Zusammensetzung aller am Ort tätigen Betreuungsorganisationen.

Das ist der eine Grund, warum unser Vorschlag verbessert werden muß. Die Koordinierungsausschüsse arbeiten heute nicht mehr. Die Mittelverteilung erfolgt in den meisten Fällen direkt über das Akademische Auslandsamt.

Der zweite Grund, warum er verbessert werden muß: die Mittel für die Betreuung ausländischer Studenten werden in den nächsten Jahren von den Ländern übernommen werden und dem Bund aus der Hand genommen werden. Aus diesem Grund wird eine sehr große Unübersichtlichkeit entstehen. In einigen Fällen, soweit die Landeskulturbehörden diesen Problemen aufgeschlossen gegenüberstehen, wird möglicherweise eine Verbesserung der Verhältnisse eintreten. In anderen Ländern, wo diesem Problem nicht die Aufmerksamkeit geschenkt wird, die es eigentlich verdient, werden die Betreuungsmaßnahmen sehr eingeschränkt werden müssen. Das trifft auch zu auf die Personalposition des hauptamtlichen Betreuers.

Was den hauptamtlichen Betreuer anbelangt, ist die Übernahme durch die Länder bereits erfolgt. Dadurch ist ungewiß für die Organisation am Hochschulort, wie sich das weiter entwickelt. Und was die eigentlichen Sachmittel angeht, die gibt es ja kaum noch. Die meisten Mittel gehen für Personal und Aufwand weg. Was also die einzelnen Sachmittel angeht, so ist vorgesehen, daß sie im Laufe der Zeit von den Ländern übernommen werden. Und aus diesem Grunde ist jetzt die Gesamtentwicklung, die wir mit so großer Hoffnung einzuleiten versucht haben, daß nämlich die ausländischen Studenten in diesen Koordinierungsausschuß eingeschaltet würden und dann aktiv mitarbeiten an der Aufstellung der Betreuungsprogramme, vorerst gestört.

Ganns: Ich glaube, daß wir hier einig sind, daß prinzipiell den ausländischen Studentenorganisationen auch eine sehr große Aufgabe im Rahmen der Betreuung zukommt, so daß man es nur begrüßen kann, wenn sie mithelfen.

Wir haben versucht festzustellen, ob ein Wandel in den verschiedenen Konzeptionen der einzelnen Organisationen zu erkennen ist. Die Frage ist nur die, ob sich in Zukunft trotz verschiedener Ansatzpunkte vielleicht gemeinsame Projekte anbieten, ob wir gemeinsam etwas tun können? Pfarrer Hiller hat bereits vorgeschlagen, daß man vielleicht in Zukunft so etwas wie drei Säulen sieht, die diese Probleme tragen: Die Säule der Betreuung, die sowohl technische wie menschliche Betreuung einschließt; die Säule, die mit allen Fragen des Studiums zusammenhängt, und die Säule, die hauptsächlich von der Studentenschaft gebildet wird – die Säule der Partnerschaft.

Ich weiß nicht, ob jetzt einer der Diskussionsredner hier vielleicht einen Weg aufzeigen kann, wo der gemeinsame Marsch begonnen werden könnte.

Grigoleit: Einen Weg aufzeichnen kann ich nicht. Ich möchte nur zwei Bemerkungen machen, die erste zur Information.

Ausländische Studentengruppen, die überörtlich organisiert sind, können aus öffentlichen Mitteln gefördert werden.

Wir hoffen, daß sich diese Entwicklung auch auf den lokalen Ebenen durchsetzt im Laufe der Zeit, das hängt aber von vielen Faktoren ab, die nicht unter unserer Kontrolle stehen.

Herr Gliwitzki hat gefragt, was wir in unserer Arbeitsweise tun können, um die Fragen der wissenschaftlichen Ausbildung ins Gespräch zu bringen, eventuell sogar Lösungsmöglichkeiten vorzuschlagen.

Dazu ein Beispiel, das mag am Rande liegen, aber vielleicht die Diskussion aufhellen. An einer TH beklagten sich die Studenten darüber, daß die deutschen Studenten für sie kein Verständnis haben; daß sie also praktisch so wie in einem Team zusammenarbeiten müssen, da sie von den deutschen Studenten gemieden würden. Daraufhin wurde durch eine Umfrage festgestellt, woher das kommt. Dabei stellte sich überraschenderweise heraus, daß zu Beginn des Studiums, d. h. im ersten Semester, eine herzliche, enge Freundschaft und auch eine Studiengemeinschaft zwischen deutschen und ausländischen Studenten bestand, die nach einem knappen Jahr oder manchmal schon nach Semesterabschluß wieder verschwand. Das lag daran, daß an dieser TH, wo die Studenten angewiesen sind, fachlich in Gruppen zu arbeiten, die ausländischen Studenten, die im Studium nicht die gleichen Leistungen aufwiesen wie die deutschen Studenten, für die deutschen Studenten eine Belastung darstellten und von diesen in Form einer persönlichen Reaktion zurückgestellt wurden. Und diese persönlichen Reaktionen sind nicht gerechtfertigt. Dieses Beispiel kommt aus dem studentischen Bereich, und deswegen habe ich es gebracht. Hier ist nun zu untersuchen, was können denn die deutschen Studenten tun? Sie können im Moment konkret nichts tun. Sie können aber sagen, der ausländische Student hat nicht die nötigen Studienvoraussetzungen, er kommt nicht mit derselben Leistungsfähigkeit ins Studiums wie wir, deswegen ist er für uns eine Belastung. Und nicht nur allein für uns.

Die Frage ist also, ob irgendetwas getan werden kann, daß die Studienvoraussetzungen in diesem einen engen Bereich aufgebessert werden.

Sie wissen, daß die hauptamtlichen Betreuer einen Ausschuß eingesetzt haben, der zunächst mal untersuchen soll die statistischen Ergebnisse der bisherigen Examenserfolge der ausländischen Studenten an allen deutschen Unversitäten. Wenn diese Leistungen statistisch vorliegen, dann müssen wir ergründen, warum das so ist.

Ganns: Über die Betreuung und über die Partnerschaft – wenn wir die beiden Begriffe jetzt einmal, obwohl das nicht endgültig geklärt ist, wieder zu gegegenseitlichen machen wollen – haben wir hier den Eindruck gewonnen, daß keiner, auch nicht der extremste Vertreter der Partnerschaftstheorie meint, daß nun **Ferien** seien, daß an der Betreuung jeglicher Prägung nicht weitergearbeitet werden muß. Insofern sind wir uns, glaube ich, über den Fragenkomplex einig.

Ich möchte an dieser Stelle die Podiumsdiskussion abbrechen. Der WUS hat beabsichtigt, mit diesem Symposium und mit der anschließenden Podiumsdiskussion einmal alle diejenigen, die in den letzten eineinhalb Jahren über dieses Problem gesprochen haben, intern darüber gesprochen haben mit ihren eigenen Mitarbeitern oder nur mit einer anderen Organisation, an einen Tisch zu setzen und zu sehen, was eine Bestandsaufnahme ergibt. Gibt es tatsächlich etwas Neues? Und ich möchte festhalten, daß die Diskussion über unseren heutigen Gegenstand wieder ganz stark in Fluß gekommen zu sein scheint.

Ich darf an dieser Stelle noch einmal allen danken, die hier gesprochen haben und die an der Podiumsdiskussion mitgewirkt haben. Ich glaube, daß wir sagen können, und mit einigem Stolz sagen können, daß wir mit diesem Symposium wenigstens erreicht haben, eine stattliche Reihe von Gedanken, Anregungen für die jeweils eigene Arbeit und Hinweise zu geben und zu erhalten.

Vielen Dank.

Franz ZÖLLER, Sozialpädagoge: seit 1. April 1960 Leiter des Ausländerkreises München der Carl Duisberg-Gesellschaft für Nachwuchsförderung e.V.

Richard SCHÜRMAN, geboren 1937 in Berlin; Abitur 1957; Studium der politischen Wissenschaften in Bonn; Mitglied im ISSF seit 1958; stellvertretender Bundesvorsitzender und Bundesvorsitzender des ISSF von April 1961 bis Mai 1963; Mitglied des erweiterten Bundesvorstandes bis August 1963; Mitarbeiter der ISSF-Informationen und Mitherausgeber der UN-Nachrichten des ISSF; zwei Jahre lang Vertreter des ISSF im Executive Committee der International Student Movement for the United Nations (ISMUN).

Joachim HOFFMANN, geboren und aufgewachsen in Berlin; von 1954 – 1961 Studium in Berlin, Wuppertal und Bonn (Elektrotechnik und evangelische Theologie); seit 1956 Mitarbeiter in der studentischen Selbstverwaltung; von 1958 – 1959 Auslandsreferent im Verband Deutscher Studentenschaften; seit 1961 im Referat Praktikantenaustausch des Deutschen Akademischen Austauschdienstes tätig; von September bis Dezember 1962 vom DAAD für Aufgaben im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit beurlaubt; ab Januar 1963 wieder tätig im DAAD auf dem Gebiet des Praktikantenaustausches und für Fragen des Studiums ausländischer Studenten an deutschen Ingenieurschulen zuständig.

Jonathan GRIGOLEIT, geboren am 12. September 1931 in Heydekrug/Memelland; Studium der Rechtswissenschaften, Philosophie und Soziologie in München, Berlin, Hamburg, Kapstadt, Bonn und Köln; 1952 bis 1956 Stipendiat des Evangelischen Studienwerks, Haus Villigst; 1957/58 Stellvertretender Vorsitzender im Verband Deutscher Studentenschaften; 1958/61 Stellvertretender Vorsitzender im Deutschen Komitee des WUS; 1961 Generalsekretär des Deutschen Komitees des WUS; seit 1. Januar 1963 Leiter der Abteilung Internationales im Verband Deutscher Studentenschaften.

Johannes HILLER, geboren am 3. März 1928 in Nenzenheim/Mittelfranken; 1947 bis 1951 Studium der evangelischen Theologie in Erlangen und Tübingen; seit 1956 Studentenfarrer in München; besondere Aufgaben: Ausländerarbeit; Leitung des Ökumenischen Studentenwohnheims in München; Mitarbeit in der Hochschulkommission der Evangelischen Studentengemeinde in Deutschland und bei überregionalen Konferenzen für Ausländerfragen.

Walther MOHR, geboren 1939 in Heidelberg; Schulzeit im Schwarzwald; ein Jahr als Austauschschüler in den USA; Studium der Soziologie und Jurisprudenz in Berlin, Bonn und Heidelberg; nebenbei gelegentlich Mitarbeit im Akademischen Auslandsamt Heidelberg, dem WUS in Heidelberg und im Deutschen Komitee und dem VDS.

Nachfolgender Artikel beschreibt die Bemühungen eines ausländischen Studienbewerbers im kafkaesten Dickicht deutscher Zulassungsbürokratie. Unabhängig vom Anliegen des Autors und ohne die Entscheidungen der einzelnen angesprochenen Instanzen bewerten zu wollen, scheint uns ihre Hilflosigkeit und Stereotypie in der Behandlung des "Falles" typisch zu sein. Es ist, als verschwinde der Mensch Matteo Guerra ganz und gar hinter dem Studienbewerber XYZ: keine Spur von Fürsorge oder menschlicher Anteilnahme. Natürlich wurde auch "beraten" - aber ohne jede Sicht auf den individuellen Hintergrund, der sich in verhängnisvoller Logik im Verlauf des Verfahrens immer mehr verselbständigte.

Die Redaktion

Matteo Guerra

Über die Bürokratie und die Selektionsmechanismen des Bildungssystems in Deutschland

Die Gegenwart stellt nicht nur eine Überwindung, sondern zugleich eine Kritik der Vergangenheit dar. Muß man aber die Vergangenheit deshalb hinter sich lassen? Wohl nur den Teil, der sich im Licht der Gegenwart als falsch erweist, und den Teil von uns selbst, der mit ihm verbunden ist. Was bedeutet dies? Daß wir uns bewußt dieser Kritik stellen und ihr einen nicht nur theoretischen, sondern auch politischen Ausdruck verleihen sollen. Wir müssen uns also enger an der Gegenwart entlang bewegen, eine Gegenwart, die wir selbst mitbestimmen, und dennoch das Bewußtsein der Vergangenheit erhalten.

Im Jahr 1992 begab ich mich zum Sekretariat der Fachhochschule in Frankfurt, um Informationen zur Einschreibung zu bekommen. Der Sekretär sagte mir: Da ich Bürger der Europäischen Gemeinschaft sei, werde die Zulassung zum Studium in Hessen von der Fachhochschule in Gießen erteilt. Ich dankte dem Sekretär für seine Freundlichkeit und für die Informationen. Nachdem ich diese Informationen erhalten hatte,

schrieb ich der FH Gießen einen Brief, daß ich mich einschreiben wolle, um meine Studien der Elektrotechnik fortzusetzen, und schickte ihnen per Post die Fotokopien meines italienischen Diploms.

Nach einigen Wochen erhielt ich den ersten - negativen - Brief, mit dem ich aufgefordert wurde, mein Abiturzeugnis vorzulegen. Ich schrieb erneut, durchaus freundlich und zurückhaltend, daß man nach deutschem Recht das zwölfte Schuljahr absolviert, aber nicht das Abitur haben müsse, um sich an der FH einzuschreiben. Und ich hatte ja in Italien über die achtjährige Schulpflicht (fünf Jahre Grundschule und drei Jahre Einheitsmittelschule) hinaus vier Jahre lang ein "Istituto professionale statale per l'industria e l'artigianato" (IPSIA) besucht. Das IPSIA ist einer von mehreren Typen von Oberschulen in Italien und hat gleichermaßen berufsbildenden und allgemeinbildenden Charakter. Nach drei Jahren hatte ich dort ein Diplom als Elektroinstallateur und Elektromechaniker erworben. Hätte ich auch noch das fünfte Jahr des IPSIA absolviert, so hätte ich in Italien die Zugangsberechtigung zur Universität gehabt. Da ich zwar nicht dreizehn, aber immerhin zwölf Jahre zur Schule gegangen bin, und als Bürger der Europäischen Union deutschen Staatsbürgern hinsichtlich der Anerkennung der Qualifikation gleichgestellt sein müßte, ging ich selbstverständlich davon aus, an der Fachhochschule studieren zu können. Dessen ungeachtet wurde mir jedoch die Zulassung zum Fachhochschulstudium weiterhin versagt.

Nachdem ich bereits viel Zeit verloren hatte, telefonierte ich irgendwann mit irgendeinem Gymnasium und erzählte ihnen meine absurde Geschichte. Der Schulleiter sagte mir, ich solle alles an das Regierungspräsidium in Darmstadt schicken. Ich folgte seinem Rat und begab mich am Tag darauf sogleich persönlich nach Darmstadt, um dort die Anerkennung meines italienischen Bildungsabschlusses zu beantragen.

Im Regierungspräsidium wurde ich ausgesprochen unfreundlich behandelt: Zu allem Überfluß sagte mir eine Angestellte dort, daß ich nie und nimmer in Deutschland studieren könne, vielmehr müsse ich von neuem die Oberschule besuchen. Nach dieser "liebenswürdigen" Auskunft erhielt ich - wiederum fünf Monate später - einen schriftlichen Bescheid des Regierungspräsidiums in Darmstadt, daß meine Qualifikation lediglich dem deutschen Hauptschulabschluß vergleichbar wäre! Zwölf Jahre italienische Schule sollten also gerade soviel wert sein wie neun oder zehn Jahre deutsche Schule! Zur Begründung wurde angeführt, daß die

von mir besuchte Schule zu wenig allgemeinbildenden Unterricht im Stundenplan gehabt hätte. Was tun? Natürlich stand es mir frei, gegen diesen Verwaltungsakt Widerspruch einzulegen - schließlich geht ja in der deutschen Bürokratie alles seinen geordneten Gang! Nachdem ich also Widerspruch eingelegt hatte, verging wiederum ein ganzes Jahr, bis eine erneute Entscheidung vorlag - die freilich die vorangegangene nur bestätigte.

Pikanterweise erklärte sich das Regierungspräsidium in dem Widerspruchsbescheid auch nur zuständig für die Anerkennung von Bildungsabschlüssen bis zum Realschulabschluß: Für die von mir angestrebte Anerkennung der Fachhochschulreife könne ich mich an das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst wenden. Ich schaltete nun einen Anwalt ein, erhob gegen den Bescheid des Regierungspräsidiums Klage beim Verwaltungsgericht in Frankfurt, und wendete mich wegen der Anerkennung der Fachhochschulreife parallel an das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst. Dieses erklärte sich - entgegen der Auskunft des Regierungspräsidiums - jedoch ebenfalls für unzuständig und verwies mich an das Hessische Kultusministerium. Das Hessische Kultusministerium erklärte, daß es vor einer eigenen Stellungnahme die Entscheidung des Verwaltungsgerichts in Frankfurt abwarten wolle. Als ich die Klage eingereicht hatte, war mir zugesichert worden, daß das Gericht binnen drei Monaten entscheiden würde. Nachdem diese drei Monate ergebnislos verstrichen waren, richtete ich eine schriftliche Anfrage an das Verwaltungsgericht, wann mit einer Entscheidung zu rechnen sei. Wiederum hieß es, das Gericht würde binnen drei Monaten entscheiden. Mittlerweile waren zwei Jahre vergangen, seitdem ich mich bei der FH Frankfurt zum Studium beworben hatte. Da immer mehr Zeit verstrich, und meine Studienpläne solange blockiert waren, bat ich das Hessische Kultusministerium erneut um einen möglichst schnellen Bescheid.

Dieser erging dann auch, allerdings nicht in meinem Sinne. Das Kultusministerium stellte sich vielmehr auf den Standpunkt des Regierungspräsidiums. Auch gegen diesen Bescheid konnte wieder Klage erhoben werden - nach Auskunft meines Rechtsanwalts beim Verwaltungsgericht Wiesbaden. Dieses erklärte sich jedoch für örtlich unzuständig und übergab das Verfahren an das Verwaltungsgericht Frankfurt. Letzteres hatte mittlerweile meinen Antrag auf Prozeßkostenhilfe abgelehnt, da die Klage keine Aussicht auf Erfolg habe - also eine Art Vorentscheidung für das weitere Gerichtsverfahren. Die Drohung mit den anfallenden

Gerichtskosten soll natürlich die Funktion erfüllen, Kläger möglichst vom weiteren "Beschreiten des Rechtsweges" abzubringen: Ganz offen wurde mir die Frage gestellt, ob ich denn weiterhin an meiner Klage festhalten wolle. Die Rechtswege-Garantie stellt sich damit also konkret für die verschiedenen sozialen Schichten durchaus unterschiedlich dar. Übrigens verwies mich das Verwaltungsgericht Frankfurt in seinem Ablehnungsbescheid zu meinem Prozeßkostenhilfeantrag wegen der Anerkennung meiner Schulzeugnisse an die Fachhochschule Gießen-Friedberg! Der Kreis hatte sich so gewissermaßen wieder geschlossen. Offenbar hat diese hocharbeitsteilige Bürokratie selbst nicht mehr den Überblick über die jeweiligen Zuständigkeiten. In einem weiteren Widerspruchsverfahren wegen der Frankfurter Ablehnung meines Prozeßkostenhilfeantrags wurde auch noch der hessische Verwaltungsgerichtshof in Kassel involviert. Das Ergebnis war jedoch immer das gleiche. Im Frühjahr 1995 - ich hätte mittlerweile fast schon ein Studium hinter mich bringen können - wies das Verwaltungsgericht Frankfurt meine Klage ab. Nicht nur Zeit, Nerven und Energie habe ich verloren, auch die Prozeßkosten muß ich nun tragen. Nun, andere hätten vielleicht schon früher aufgegeben.

Ich habe meinen "Fall" hier nur in groben Zügen geschildert. Ich denke, es handelt sich um eine "gemeine" Geschichte im doppelten Sinn: Erstens sind meine Erfahrungen mit der deutschen Bürokratie nicht nur individuelle Erfahrungen, sondern allgemeine - viele mußten und müssen die gleichen oder ähnliche Erfahrungen machen. Zweitens ist diese Bürokratie "gemein" im Sinne von niederträchtig gerade in ihrer vermeintlichen Korrektheit und Interesselosigkeit. Die juristische Form nach Gleichheit verheißend produziert die Bürokratie, ganz konkret Ungleichheit. Herrschaft nimmt hier eine scheinbar unpersönliche Form an. Tatsächlich jedoch werden die Akte der Herrschaft von ihren Funktionären, hier den Akteuren in der Bürokratie ganz konkret und leibhaftig vollzogen. Der Typus des Laufbahnbeamten, der sich während der historischen Entwicklung der politischen und ökonomischen Formen herausgebildet hat, verdient genauere Analyse. Technisch abgerichtet auf die bürokratische (zivile und militärische) Arbeit, hat er eine erstrangige Bedeutung in der Politikwissenschaft und der Geschichte der Staatsformen. Es ist sicher, daß jede Gesellschafts- und Staatsform ihr Funktionärsproblem gehabt hat und noch hat, ihre Art, es zu formulieren und zu lösen, ihr System der Selektion, ihren Typ des Erziehungsfunktionärs.

Gerade für Ausländer mit Sprachschwierigkeiten erweist sich der korrekte und gerechte Charakter der Bürokratie in seiner Unpersönlichkeit sehr schnell als bloßer Schein. Nimmt man meine und die vielen "merkwürdigen" Geschichten zusammen, die anderen widerfahren sind, kann man schlußfolgern, daß die Bürokratie nie "korrekt" funktioniert hat, sondern immer "idiotische" Irrtümer vollzogen hat, diese gehören zum Modus ihres normalen Funktionierens.

Somit lade ich alle, die dies lesen, ein, gegen die Bürokratie zu kämpfen - aber nicht nur gegen sie. Denn sie ist nur eine Form, in der Herrschaft ausgeübt wird.

Wir müssen auch die Inhalte des Prozesses im eben beschriebenen Fall sehen. Im konkreten Fall wird über die "Gleichsetzung" und den Vergleich der verschiedenen Schulabschlüsse und Ausbildungen ein hierarchisches Verhältnis zwischen dem deutschen und anderen Bildungssystemen produziert. Der Verweis auf die ominöse Allgemeinbildung wird hier zum Universalschlüssel, der immer paßt, um andere und selbst bedeutend längere Bildungsgänge zu entwerten. Die Unterordnung der Bildungssysteme anderer Länder unter das deutsche Bildungssystem ist sicherlich ein wichtiges Element der deutschen Hegemonie in Europa. Hinter diesem hierarchischen Verhältnis von Staaten und hinter diesen Selektionsmechanismen des Bildungssystems steht aber auch das kapitalistische Interesse an einem kontrollierten Zugriff auf Arbeitskräfte und Qualifikationen, das Interesse an der Fortdauer räumlicher und sozialer Unterschiede. Daher stellt sich das Bildungssystem, wie einmal treffend formuliert wurde, als fortschreitender Ausschluß immer größerer Bevölkerungsteile von der Bildung dar.

Wir leben im Jahr 1995, man spricht von Europa, von den Menschenrechten etc. Aber leider ist die Realität eine andere, die europäischen Eliten denken nur an die ökonomische Macht, die freie Entwicklung der Individuen interessiert sie nicht. Die Öffnung der Hochschulen, das Recht zu studieren für alle, egal welcher sozialen Gruppe sie angehören, egal ob Inländer oder Ausländer, bleibt daher immer noch zu erkämpfen.

Nazir Peroz

Zur aktuellen Situation der Studienberatung für ausländische Studierende -

Eine Initiative des Fachbereichs Informatik an der TU Berlin

Diskussion um das Studium von AusländerInnen

Die Frage nach Sinn, Nutzen und Modalitäten des Studiums von AusländerInnen an deutschen Hochschulen wird seit Jahren von PolitikerInnen und HochschullehrerInnen kontrovers diskutiert.

Es gibt Argumente dafür, wie z.B. Internationalität der Wissenschaft und Hochschule, interkulturelle Verständigung und politische und wirtschaftliche Kooperationen - aber auch Argumente dagegen, z.B. Überfremdung der Hochschule, Konkurrenz um Studienplätze, Export von Know-how, was die eigene Wirtschaft schädigen kann. (Vgl. Ehling: Als Ausländer an deutschen Hochschulen, 1987, Verlag für wissenschaftliche Publikationen)

Die Diskussion um das Studium von AusländerInnen wurde nicht ständig geführt, sondern verschärfte sich immer dann, wenn äußere Ereignisse dazu Anlaß gaben. Zur Zeit bestehen die äußeren Ereignisse z.B. in drastischen Sparmaßnahmen und der zunehmenden Ausländerfeindlichkeit.

Was kennzeichnet das Studium von AusländerInnen?

Es ist bislang geprägt durch administrative Reglementierungen vorwiegend im Vorfeld des Studiums. Nach Aufnahme des Studiums fehlen jedoch dezentrale, fachspezifische Konzepte zur Optimierung des Studiums ausländischer Studierender.

Aus unterschiedlichen Studien wird deutlich, daß Ziele und Aufgaben des Studiums ausländischer Studierender nicht klar definiert sind und daher einer innen - wie außenpolitischen Orientierung bedürfen.

Ist es nicht Aufgabe der Hochschulen, die Studierenden - und unter ihnen auch die ausländischen Studierenden - auf die Anforderungen vorzubereiten, die ihnen das spätere Berufsleben stellen wird? Wird die Ausbildung der ausländischen Studierenden den Anforderungen gerecht, die ihre Herkunftsländer an sie stellen?

Erste Schritte sind getan: der Fachbereich Informatik (hierzu gehört auch der Studiengang Technische Informatik) hat sich dieser Problematik angenommen und eine bundesweit einmalige Stelle eines Betreuers für ausländische Studierende eingerichtet.

Funktion der Betreuung

Durch professionelle, fachliche Betreuung, Entwicklungsland-orientierte Lehrveranstaltungen, aktuelle Information, Koordination und Kooperation innerhalb und außerhalb des Fachbereiches Informatik wird die Studiensituation für ausländische Studierende verbessert.

Der Betreuer übernimmt nicht nur die Betreuungsfunktion für ausländische Studierende, sondern auch Funktionen, welche die persönliche Lebenswelt, den kulturellen Hintergrund und Berufsperspektiven im Herkunftsland integrieren.

Zur Förderung der interkulturellen Verständigung stehen die Betreuungsangebote stets auch deutschen Studierenden offen.

Wer verbirgt sich hinter dem Begriff "ausländische Studierende" am Fachbereich Informatik?

Dazu gehören:

- ausländische Studierende, die im Rahmen eines Austauschprogramms kurzfristig am Fachbereich studieren,
- ausländische Studierende, die sich im Aufbaustudium befinden,
- ausländische Studierende aus Ländern, deren Schulsystem stark vom deutschen abweicht (z.B. Entwicklungsländer),
- ausländische Studierende aus Ländern, deren Schulsystem dem deutschen ähnlich ist (z.B. europäische Länder),

- "ausländische" Studierende, die in Deutschland Abitur gemacht haben ("Bildungsinländer")

Anhand der fachspezifischen Schwierigkeiten können diese ausländischen Studierenden am Fachbereich Informatik in 3 Kategorien eingeteilt werden:

- Studierende, die keine fachspezifischen Schwierigkeiten haben aber Sprachprobleme,
- Studierende, die fachliche Schwierigkeiten haben und Sprachprobleme,
- Studierende mit mäßigen fachspezifischen Schwierigkeiten aber ohne Sprachprobleme.

Wie jede Typisierung weist auch o.g. Nachteile auf, ermöglicht aber ein anschauliches und sinnvolles Konzept zu entwickeln.

Aufgabenbereiche des Betreuers

Der Aufgabenbereich teilt sich in drei Schwerpunktbereiche (Studienvorbereitung, Studienbegleitung und Berufsorientierung).

Die fachliche Betreuung geschieht in Zusammenarbeit mit den Vertrauensdozenten für ausländische Studierende.

a) Studienvorbereitung

In diesem Teil geht es hauptsächlich um Beratungs-, Kontakt- und Orientierungsangebote für ausländische Studierende. Die Studienvorbereitung setzt sich zusammen aus:

Propädeutischen Kursen wie z.B.

1. Einführungsseminar für ausländische Informatik-StudienanfängerInnen
2. Koordinierung und Anleitung der FachmentorInnen am FB Informatik
3. Einführung in wissenschaftliche Arbeit für ausländische Studierende
4. Organisation von Vortragsreihen
5. Studienberatung speziell für ausländische Informatik StudentInnen

b) Studienbegleitung

Der Schwerpunkt der Studienbegleitung liegt in Lehrveranstaltungen, die ein Entwicklungsland-orientiertes Studium zum Thema "Informatik und Entwicklungsländer" ermöglichen sollen und weiteren Veranstaltungen, die die Studiensituation der ausländischen Studierenden verbessern.

Entwicklungsland-orientiertes Studium besteht aus Seminaren, Projekten und geplanten Praktika

c) Berufsorientierung

Dieser Teil dient dazu, ausländische Studierende anzuleiten, wo und wie sie ihre erworbenen Kenntnisse anwenden können. Dies soll in Zusammenarbeit mit anderen Institutionen geschehen.

- Veranstaltungen zur beruflichen Eingliederung im Herkunftsland
- Fortbildungsveranstaltungen

Auswirkungen der Betreuung ausländischer Studierender

Durch den intensiven Kontakt des Betreuers mit ausländischen Studierenden werden Defizite in der Lehre deutlich, Verständigungsschwierigkeiten unter AusländerInnen oder zwischen AusländerInnen und Deutschen werden offenkundig, wodurch gezielte Verbesserungsmaßnahmen getroffen werden können.

Es wird Raum geschaffen, Probleme anzusprechen und nach Lösungswegen zu suchen. Dies können fachspezifische Probleme sein, aber auch ganz individuelle, persönliche Schwierigkeiten.

Durch fachspezifische Studienberatungsangebote wird eine klare Studienorganisation aufgezeigt, die Grundlage für ein zügiges und zielgerichtetes Studium ist.

Für fachspezifische Probleme im Grundstudium sind dem Betreuer FachmentorInnen zugeordnet, deren Einsatz von Semester zu Semester, entsprechend den aktuellen Problembereichen der Studierenden, neu koordiniert wird.

Diese Fachmentorien werden von ausländischen Studierenden, aber auch von deutschen, intensiv genutzt. Durch Berichte der FachmentorInnen ist belegt, daß dadurch die Durchfallquote bei Prüfungen gesenkt werden konnte.

Durch die wissenschaftliche Anleitung des Betreuers wird die Qualität wissenschaftlicher Arbeiten (Studien- und Diplomarbeiten) verbessert.

Die Lehrveranstaltungen mit dem Ziel eines Entwicklungsland-orientierten Studiums zeigen vielfältige Auswirkungen:

Da dieses Angebot nicht nur von ausländischen Studierenden wahrgenommen wird, steigert dies das Bewußtsein der AusländerInnen für ihre Herkunftsländer und die Kenntnisse der deutschen KommilitonInnen, was die beruflichen Perspektiven erweitert. In diesem Zusammenhang sind bereits 6 Studienarbeiten und 2 Diplomarbeiten von deutschen und ausländischen Studierenden entstanden, die Anwendungen der Informatik in Entwicklungsländern zum Inhalt haben. Diese Lehrveranstaltungen haben einen praxisorientierten Bezug, was die Motivation zum Studium steigert.

Die Betreuung umfaßt auch die Organisation einer Vortragsreihe, in der die ausländischen Studierenden sich selbst, ihre Herkunftsländer und den Stand der Technologie in diesen Ländern vorstellen. Dies fördert das Selbstbewußtsein, das Wissen über ihre Herkunftsländer, stärkt den Bezug zwischen Studium und Heimatland und hebt die ausländischen Studierenden aus einer anonymen Gruppe heraus.

Stets wird die Verständigung und das Verständnis von deutschen und ausländischen Studierenden miteinander und füreinander angeregt.

Wenn durch äußere Ereignisse das Studium von ausländischen Studierenden problematisiert wird, so möchte ich als Betreuer für ausländische Studierende die in meinem Aufgabenbereich möglichen Impulse setzen, die zu einer Verbesserung des Studiums für AusländerInnen führen. Dies müssen fachspezifische Ansätze sein. Es gilt die Qualität des Studiums von ausländischen Studierenden zu verbessern, indem auf die zu differenzierenden Schwierigkeiten der einzelnen, oben angeführten Gruppen eingegangen wird.

Diese Konzeption soll als Grundlage zur Diskussion um das Studium von AusländerInnen an der TU Berlin dienen. Dies ist um so wichtiger

als die TU Berlin den größten Anteil ausländischer Studierender besitzt, worauf oft hingewiesen wird, um die internationale Bedeutung zu unterstreichen.

INTERVIEW: Über die Befindlichkeit von Ausländern an deutschen Hochschulen -

mit der studentischen Studienfachberaterin am Fachbereich INFORMATIK der TU Berlin, **Melahat Elis**, und dem Betreuer für ausländische Studierende, **Dr. Nazir Peroz**

WUS:

Was habt Ihr denn für Erfahrungen gemacht mit einer Mitarbeit ausländischer Studierender in den Beratungen bis hin zur Organisation von Orientierungsveranstaltungen usw.? Ich frage deshalb, weil wir im "Projekt"¹ die Erfahrung gemacht haben: Du machst eine Veranstaltung, meinetwegen zum Thema Rassismus, zum Problem 'ausländische Studierende' usw., und es kommen wenige, auch wenige sogenannte Betroffene. Die Erklärung dafür ist dann meist, daß diese Problematiken kein Mensch mehr hören mag - eben auch nicht die 'Betroffenen'. Wir glauben, daß das nur die halbe Wahrheit ist, zumindest für die ausländischen Studierenden gilt wohl, daß sie erstens eine öffentliche Auseinandersetzung über Probleme, die **auch** ihre sind, in der augenblicklichen Situation für wenig opportun und persönlich gefährlich halten, und daß sie zweitens von ihr nichts Konkretes und Positives für sich erwarten.

PEROZ:

Also - meine Erfahrungen sind anders. Es kommt meines Erachtens darauf an, wie Du an die Sache rangehst. Ob Du die Studierenden beispielsweise individuell ansprichst und ihnen ihre Verantwortung für ihr Studium verdeutlichst. Damit ist auch dann meine Rolle als Betreuer klar: ich kann Hilfestellung geben - mehr aber auch nicht, ich kann koordinieren, aber die eigentliche Arbeit muß er selbst machen! Ich glaube, manche Berater - egal, wo sie sitzen - machen sich die Beratung entwe-

¹ Das Projekt "Informieren statt Kapitulieren" läuft mit Förderung des (damaligen) BMBW seit 1993 an etwa 10 Hochschulen der Bundesrepublik mit dem Ziel, Rassismen an der Hochschule aufzudecken, öffentlich zu machen und zu reflektieren. Protagonisten dieses Projektes sind vor allem ausländische Studierende

der zu einfach oder zu schwer, entweder sie beraten nur formal, oder sie versuchen, die Probleme praktisch alleine zu lösen. Der Student bleibt passiv. Das geht oft schneller, ist aber nicht besser, weil daraus kein selbständiges Handeln erwächst. Darauf ist aber besonders der ausländische Studierende angewiesen!

Ich glaube, das ist auch ein häufiger Fehler von Institutionen und Organisationen, die sich etwa im Bereich Technologie-Transfer, Rückkehr-Problematik und so weiter engagieren. Da finden dann häufig Seminare oder Vorträge unter dieser Thematik statt und es kommt keiner - jedenfalls nicht die, die es angeht. Und das ist schade, weil da wirklich oft sehr wichtige und interessante Dinge diskutiert werden. Das ist eine Frage der Vorbereitung und der Einladung. Viele scheuen einfach, solche öffentlichen Veranstaltungen zu besuchen, und da wäre es wichtig und sehr sinnvoll, die potentiellen Teilnehmer möglichst persönlich anzusprechen. Das mag sich etwas mühsam anhören, aber es lohnt sich. Und man will doch auch, daß bei der eigenen Veranstaltung etwas "rüber kommt". Wir im Fachbereich machen ja auch solche Veranstaltungen, die sind immer ziemlich gut besucht, und da werde ich oft gefragt: wie machst Du das? Ich kann dann immer nur sagen, ich versuche, Vertrauen zu schaffen. Für viele Studierende, besonders für die, die hier fremd sind, ist es sehr wichtig, daß sie Vertrauen zu einer Person entwickeln können - und dazu müssen sie sie kennen lernen! Bei mir selbst spielt natürlich auch eine Rolle, daß ich Ausländer bin, das macht vieles leichter - aber im Grund ist das nicht ausschlaggebend.

Ich lege immer großen Wert darauf, in der Beratung Zeit zu haben, nicht hektisch zu sein und den Studierenden das Gefühl zu geben, daß sie bei mir an der richtigen Adresse sind, daß sie ernst genommen werden. Und zwar versuche ich ihnen das Gefühl auf fachlicher und auf persönlicher Ebene zu vermitteln. Ich halte das zwar auseinander, aber in der Beratung möchte ich immer beides zusammen ausdrücken; beides gehört ja auch zusammen - auch in der Wissenschaft. Ich gehe mit dem Kommilitonen auch zu den notwendigen Stellen. Z.B. zu dem entsprechenden Dozenten - wenn er das Problem sein sollte. Aber das hat natürlich bei meiner Stelle auch Grenzen ... vieles konzentriert sich auf mich als Person, und ich werde dann manchmal mit dem Ausländerstudium an sich identifiziert - und dafür fühle ich mich überhaupt nicht verantwortlich!

Aber auf jeden Fall ist es eine Hilfe für die Studenten zu wissen, da ist jemand im Fachbereich, der Hilfe geben kann, dem man vertrauen kann. Ich finde auch, daß ausländische Studierende nicht auf einer Insel sitzen dürfen, wo die Uhren anders gehen, sie sind Mitglieder dieser TU hier, sind also Teil von ihr, und wenn sie auch unter besonderen Verhältnissen studieren. Ich lege daher auch immer großen Wert darauf, daß in meinen Veranstaltungen auch deutsche Studierende sind, egal welche Thematik sie haben.

WUS:

Welche Veranstaltungen?

PEROZ:

Da ich Betreuer für ausländische Studierende bin, biete ich nicht nur Beratung für ausländische Studierende an, sondern auch Lehrveranstaltungen. Sie stehen unter der Thematik: "Entwicklungsland-orientiertes Studium". Darunter ist zu verstehen, Defizite der regulären Lehrveranstaltungen in Bezug auf Entwicklungsländer zu ergänzen. Studierende, die später in einem Entwicklungsland arbeiten wollen, müssen auf dortigen Gegebenheiten vorbereitet sein. Da deutsche Universitäten ihre Lehrveranstaltungen nach den Bedürfnissen der deutschen Wirtschaft ausrichten, besteht oft eine große Diskrepanz zwischen den theoretischen Kenntnissen, die während des Studiums angeeignet wurden und notwendigen Kenntnissen in einem spezifischen Entwicklungsland. Daher sollen die Studierenden sich mit spezifischen Entwicklungsländern befassen, Anwendungsgebiete für den Einsatz von Informatik aufdecken und Systeme für spezielle Anwendungsbereiche in diesen Entwicklungsländern entwickeln. Natürlich unter Berücksichtigung der Rahmenbedingungen dieser Länder.

Daneben werden auch Vorträge von ausländischen Studierenden oder eingeladenen Experten über Herkunftsländer, Geschichte, politische Verhältnisse, soziale, technologische und technische Strukturen gehalten.

Ich versuche bei diesen Gelegenheiten auch immer, den ausländischen Studierenden den Rücken zu stärken, denn sie sind in einer fremden

kulturellen und sozialen Umwelt immer mehr oder weniger desorientiert. Ich sage dann immer, ob Ihr aus Pakistan kommt, aus Afghanistan, Indonesien, Brasilien, egal, Ihr repräsentiert eine Schatzgrube an spezifischer Kultur, Ihr repräsentiert Eure Heimat - und das alles muß die deutsche Umwelt, müssen die deutschen Kommilitonen und Dozenten respektieren. Sie sollen Euch nicht primär als Ausländer sehen, sondern als Menschen mit einer besonderen Identität; aber dafür müßt Ihr auch Sorge tragen, indem Ihr das öffentlich macht. Aber es werden in diesen Veranstaltungen natürlich auch die kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse in den Heimatländern kritisch diskutiert, ihre Abhängigkeiten reflektiert, Vergleiche gezogen. Wie intensiv die Diskussionen jeweils sind, das ist dann auch Sache der Moderation. Wenn ich selbst moderiere, dann provoziere ich auch mit Fragen und Behauptungen, um eine Diskussionsebene herzustellen, die möglichst offen ist ...

WUS:

In Deinem Kurz-Bericht steht, daß Deine Stelle im Fachbereich, eine wissenschaftliche Mitarbeiter-Stelle, von den ausländischen Studierenden eingefordert wurde oder daß es eine breite Initiative gab für die Einrichtung dieser Stelle. Kannst Du dazu noch einmal etwas Konkretes sagen: wie es zu dieser Forderung kam, wie sie durchgesetzt wurde und so weiter?

PEROZ:

Das ist eine ziemlich lange Geschichte. Sie hat im Jahr 1982 angefangen. Die Vorreiter waren zwei Professoren, 2 Mitarbeiter im Fachbereich und ausländische Studierende. Da war ich auch schon aktiv dabei. Irgendwann kam unter den ausländischen Studierenden die Frage auf: wozu studieren wir hier eigentlich und was machen wir aus unserem Studium? Welchen Informatik-Ansatz gibt es für die Entwicklungsländer? Bringt die Entwicklung des Fachs denn was? Und was interessiert eigentlich uns daran? Dazu kam, daß die Ausländer unter uns feststellten, daß wir nicht nur fachspezifische Probleme hatten, sondern auch Orientierungsprobleme, etwa mit dem Alltag hier, aber auch mit den Studienzielen. Wir bildeten dann zwei Arbeitsgruppen. Die eine: AG Informatik und Entwicklungsländer, die zweite: AG

Ausländische Studierende und Studienberatung. Ich war zusammen mit Frau Prof. Floyd in der zweiten AG. Prof. Floyd war übrigens die Vertrauensdozentin für die ausländischen Studierenden. Wir sind dann sehr schnell praktisch geworden und haben Studienberatung gemacht. Zwei Jahre lang habe ich das jeden Tag gemacht!

Dabei haben wir entdeckt, welche fachlichen Problematiken die ausländischen Studierenden hatten, zum Beispiel, daß ihr mathematisches Denken sich in anderen Schemata vollzieht. Das ist eigentlich auch nachvollziehbar: sie kommen oft aus anderen Kulturwelten. Ich finde, gerade in der Informatik wird deutlich, daß es sehr verschiedene Formen analytischen Denkens gibt, viele ausländische Studierende haben jedenfalls Anlauf-Schwierigkeiten mit dem hiesigen Standard. Das hängt natürlich von ihrer Erziehung ab, von den Erziehungsstilen, von der Schulerziehung ...

WUS:

Hat nicht die von Dir festgestellte spezifische Denkart, die besondere Art analytischen Denkens, ihre Wurzeln im arabischen Raum?

PEROZ:

Das ist richtig! ...

WUS:

... und ist dort wieder verschüttet worden, hat jedenfalls keine Fortsetzung gefunden?

PEROZ:

Möglich. Aber wir müßten jetzt spekulieren ... Laß' uns lieber auf den sicheren Boden meines Fachbereichs zurückkommen ... Wie gesagt, wir haben in unserer Beratungs-AG erst einmal zwei Jahre Erfahrung gesammelt, um eine einigermaßen effiziente und spezifische Beratung für ausländische Studenten zu entwickeln. Ich selbst war um diese Zeit - 1986 - mit dem Studium fertig, und unsere Vertrauensdozentin, Frau Prof. Floyd, stellte dann einen Antrag an den Präsidenten der

Hochschule direkt, dem Fachbereich Informatik eine wissenschaftliche Mitarbeiter-Stelle für die Betreuung ausländischer Studierender zu bewilligen. Das detaillierte Konzept für eine solche Stelle lag dem Antrag bei.

WUS:

Und wie sah das Konzept aus?

PEROZ:

Wir hatten festgestellt, daß es bei der Beratung nicht viel Sinn hat, alle Studierende in einen Topf zu werfen, sondern differenzierter vorzugehen. Nicht, wie in den anderen Fachbereichen, etwa Elektrotechnik, Maschinenbau und so weiter, erst einmal die organisatorischen Grundvoraussetzungen zu beraten und dann zu sagen: Jetzt fang' erst einmal an zu studieren ... Wir haben also erste einmal eine Zielorientierung für die einzelnen Fachrichtungen formuliert, nach der wir dann Punkt für Punkt berieten, weil wir die Erfahrung gemacht hatten, daß Beratung, so allgemein gegeben, wie üblich, den Studierenden desorientieren kann. Unser Vorgehen kostet zwar viel mehr Zeit, aber durch die eigenständige Stelle haben wir die ja auch, jedenfalls intensiver als innerhalb der allgemeinen Studienberatung - und wir können sie spezifischer einsetzen! Dadurch verhindern wir von vornherein etwas, was sich bisher fast zwangsläufig in der allgemeinen Beratung beim Studenten eingestellt hatte, nämlich eine zunehmende Entfremdung gegenüber dem Fach, aber auch gegenüber der eigenen Person und das individuelle Interesse. Der Studierende kann sich jetzt von vornherein ganz gut mit den einzelnen Studienschritten identifizieren.

Die zweite Intention bestand darin, über Einführungskurse, Startschwierigkeiten ausländischer Studierender zu verringern, indem notwendige Vorkenntnisse über die Struktur der Universität, das Studiums, der Umgang mit Rechnern usw. vermittelt wurden.

Der Präsident bewilligte also den Antrag und der Fachbereich hat eine Stelle zur Verfügung gestellt. Sie war insofern auf meine Person zugeschnitten, als sie zur Hälfte die Beratungs- und Betreuungsfunktion beinhaltete, zur anderen Hälfte aber der Lehre und Forschung zugeordnet

war, und zwar dem Bereich Wissensbasierte Systeme, weil ich eben über dies Thema promovierte.

Es gelang mir während dieser Zeit, 7 FachmentorInnen-Stellen zu beantragen und zu erhalten, deren Aufgabe es ist, auf spezifische Fachprobleme ausländischer Studierender einzugehen. Die Anleitung und Koordination dieser FachmentorInnen ist meine Aufgabe.

Da sich diese Betreuungsaufgabe als notwendig und sinnvoll erwies, wurde im Mai 1991 ein Antrag auf eine Stelle zur Betreuung ausländischer Studierende als Daueraufgabe von den Vertrauensdozenten des Fachbereichs, Frau Prof. Folyd und Herrn Prof. Konrad gestellt.

Der Antrag stützte sich auf ein detailliertes Konzept. Die Betreuung umfaßt drei Schwerpunkte: die Studienvorbereitung mit Einführungsseminaren, Studienberatung und propädeutischen Kursen. Der zweite Schwerpunkt ist die Studienbegleitung mit Entwicklungsland-orientierten Lehrveranstaltungen und der Betreuung von Studien- und Diplomarbeiten zur Thematik. Der dritte Schwerpunkt befaßt sich mit der Berufsorientierung, wo z.B. in Zusammenarbeit mit Institution Information und Weiterbildung angeboten werden sollen.

Es gab einige Schwierigkeiten diese Dauerstelle durchzukriegen, vor allem legten sich zentrale universitäre Einrichtungen quer, aber da gab es massenweise Proteste - vor allem von den Studierenden selbst.

WUS:

Also die Studierenden haben sich da unmittelbar eingemischt mit einer Unterschriftenliste, worauf die Einsprüche seitens der Verwaltung zurückgenommen wurden?

PEROZ:

Ja.

MELAHAT ELIS:

Wir sind da als Studierende ziemlich massiv aufgetreten, sind in die Sprechstunden des Präsidenten gegangen, und haben vor allem gedroht, die Sache an die Öffentlichkeit zu bringen. Und dann ging das.

WUS:

Und warum waren zentrale universitäre Einrichtungen dagegen? Aus haushaltstechnischen

Gründen?

PEROZ:

Da gab's eine ganze Menge Gründe ...

WUS:

Und warum ausgerechnet der Fachbereich Informatik exklusiv? Gibt es da besonders viele ausländische Studierende?

PEROZ:

Nein, der Fachbereich hat eben als erster ein durchgehendes Konzept einer sinnvollen Betreuung und Beratung entwickelt. Das empfinde ich als etwas Besonders, daß nämlich ein Studienkonzept gewissermaßen von unten her entwickelt worden ist - und eben nicht von oben dem Fachbereich oder den Studierenden übergestülpt wurde. Das hat dann Hand und Fuß, man weiß konkret, wo es klemmt und wo die Probleme existieren. Wenn nur einfach ein Modell entwickelt wird und mit einer Person besetzt, die von den Verhältnissen im jeweiligen Fachbereich wenig oder nichts weiß - und das ist ja die Norm - daran kann die ganze Initiative kaputt gehen, dann geht unter Umständen keiner hin, weil er kein Vertrauen hat. Und dann entsteht etwas, was wir immer wieder hören: Beratung - das bringt doch nix!

WUS:

Wieviel der ausländischen Studierenden hatten denn die Liste unterschrieben?

PEROZ:

Also wir hatten damals etwa 350 ausländische Studierenden im Fachbereich und haben über 600 Unterschriften gehabt. Ich nehme an, daß fast jeder ausländische Studierende und viele deutsche unterschrieben haben.

WUS:

Wollen wir mal auf die eigentliche Problematik zu sprechen kommen? Am besten, wir gehen von Deinem Papier über die Situation des Ausländerstudiums aus. Ich habe mir ein paar Fragen dazu aufgeschrieben ... Fragen, die auch für uns bei WUS von Interesse sind: ich habe ja schon unser Projekt "Informieren statt Kapitulieren" erwähnt, eine Initiative gegen rassistische Entwicklungen an den Hochschulen, das an rund einem Dutzend Hochschulen läuft - mit Unterstützung und Wohlwollen der jeweiligen Leitungen. Aber wir tun uns mit dem Projekt einfach deswegen schwer, weil sich eine aktive und engagierte und kontinuierliche Beteiligung der Hochschulen, auch von seiten der ausländischen Studierenden, oft gar nicht einstellt. Man muß dazu auch sagen, daß wir manchmal den Eindruck haben - und das scheint ja den Beratungen auch so zu gehen -, daß wir im luftleeren Raum agieren: die Hochschulen argumentieren häufig, daß sie dies Problem überhaupt nicht hätten, oder sie beziehen es auf die verbalen Exzesse einiger weniger Dozenten oder irgendwelche vereinzelte Toiletten-Parolen.

Wir treffen da manchmal auf "unheilige Allianzen", das heißt jede Gruppe in der Hochschule scheint - aus sehr unterschiedlichen Interessen heraus - mit den anderen zu wetteifern, daß Rassismus-Problem an den Hochschulen schönzufärben oder gar als gegenstandslos zu behaupten. Und das, obwohl es allen sichtbar auf der Hand liegt: schon die Ausschließlichkeit, mit der hier Wissenschaft betrieben wird, die andere Denkformen und Handlungsrichtungen nicht zur Kenntnis nimmt oder nicht respektiert, ist ja eine Form von Rassismus. Wir finden, daß auch die Gruppe der ausländischen Studierenden - jedenfalls öffentlich - hier

an der allgemeinen Schönfärberei beteiligt ist: wir hören zunächst immer "keine Probleme" und erst nach zähem Nachfragen kommt dann manchmal die ganze Frustration des einzelnen zum Vorschein gegenüber der geradezu flächendeckenden Ungleichbehandlung ausländischer und deutscher Studierender. Warum wehren sich die ausländischen Studierenden nicht kollektiv dagegen, warum machen sie das Problem nicht öffentlich? Allerdings - die ausländischen Studierenden als unmittelbar "Betroffene" dieser Rassismen sind an dem Projekt wesentlich interessierter als zum Beispiel die deutschen KommilitonInnen.

Weiter: es sind in den letzten Jahren immer mehr Bildungsinländer dazugekommen, also Studenten, die in Deutschland ihre Hochschulreife erhalten haben, und bestimmter Problematik gegenüber sehr sensibel und aufgeschlossen reagiert, beispielsweise dem Problem des Fremdseins. (*zu Melahat Elis*) Ich sage das jetzt einmal ein bißchen pauschal und verkürzt, es trifft vielleicht für Dich selbst gar nicht so zu, aber in der Regel ist das wohl so: Warum gibt es besonders für die Bildungsinländer das Problem des Fremdseins, des Zwischen-den-Stühlen-Sitzen, obwohl sie ja hier zum großen Teil geboren sind? Und warum kommen sie damit anscheinend genausowenig zurecht wie die "normalen" ausländischen Studierenden? Ich mache seit langem in Darmstadt an der Fachhochschule eine Art Orientierungsseminar speziell für ausländische Studenten - es sind aber immer auch deutsche dabei! -, und dort gehen eben auch Bildungsinländer hin, obwohl sie sich ja in dem spezifischen Sinn eben nicht orientieren müßten, vielleicht tauchen sie da auf, weil dort auch über das Fremdsein und die Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, gesprochen wird. Jedenfalls: sie geben dort zunehmend den Ton an, sie regen Diskussionsthemen an, sie organisieren die Diskussion, sie kritisieren die Verhältnisse, politische, kulturelle, rassistische, am heftigsten - natürlich auch am kenntnisreichsten. Und sie kritisieren da am heftigsten, wo diese Verhältnisse in den Alltag des einzelnen am intensivsten hineinregieren, und wo die Studierenden aus Iran, aus Indonesien, aus China undsoweiter mit Kritik außerordentlich zurückhaltend sind. Sie sagen zum Beispiel: Wir sitzen zwischen Baum und Borke, keiner läßt sich eigentlich auf uns ein, kann man so überhaupt sinnvoll studieren, wozu doch auch der vertraute Umgang mit dem Gegenstand des Studiums gehört, die Akzeptanz durch Dozenten und Mitstudierende. Mir scheint das die Schlüsselfrage des

Ausländerstudiums überhaupt zu sein: die Akzeptanz durch die anderen. Wie geht Ihr damit in der Beratung um?

PEROZ:

Ehrlich gesagt, gar nicht. Jedenfalls zunächst nicht. Wir beginnen immer mit den Fach-Fragen!

WUS:

Also, Ihr spart das erst einmal aus?

PEROZ:

Ja, wir müssen zunächst einmal auf das andere Wert legen, also auf die Orientierung, auf das Studienziel. Das ist die gegebene Größe, nach der wir uns richten müssen. Die Frage ist dann, ist es bei den gegebenen Umständen erreichbar. Das ist dann der zweite Teil der Beratung, und dazu gehört die Problematik, die Du angeschnitten hast: wie wohl fühlt sich der einzelne ausländische Student an der Hochschule, kann er unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt sinnvoll studieren usw. Wir müssen zuerst einmal auf die Fachfragen eingehen, weil die ausländischen Studierenden ja meist in ihre Heimatländer zurückgehen und dann mit dem hier Erlernten zurechtkommen müssen - unter den Bedingungen des Heimatlandes. Also wenn hier ein Informatiker nicht mit der Software zurechtkommt, hat er meist keine Probleme, eine Reihe Kollegen zu bitten, mit ihm das Problem zu lösen. Zuhause geht das so nicht. Er muß ganz allein damit zurechtkommen. Das bedeutet, daß er gewissermaßen zweierlei studieren muß, ja, in der Verantwortung auch gegenüber seinem Heimatland, dessen Arbeitsbedingungen er einplanen muß. Er muß also dies tun, muß aber auch den Standards hier entsprechen! Das fällt ihm natürlich dann besonders schwer, ich meine, sich hier erst einmal zurechtzufinden, sich an die Regeln anzupassen, wie sie an Hochschulen üblich sind, wenn er dann gleich zu Anfang von seinem Professor hört: die Ausländer, die armen Schlucker, wie die sich durch's Studium schlagen müssen ... und so weiter - das sind für mich rassistische Äußerungen, die in einer Hochschule nichts zu suchen haben. Dort wird wissenschaftlich gearbeitet, und solche Einschätzungen sind einfach ideologisch und abwertend ...

WUS:

Muß er das wirklich? (zu *Melihat Elis*) Du hast doch hier, nehme ich an, die Schule absolviert? Bist Du als das respektiert worden - als Kind -, was Du eben auch bist, eine Schülerin in einer deutschen Schule mit ausländischen Eltern und einer entsprechenden Sozialisation? Ich stelle immer fest, daß bei uns auch Schulen mit sogenannten hohem Ausländeranteil deutsche Schulen sind, und wenig darauf hinweist, daß hier 40, 50, 70 % Kinder von ausländischen Eltern zur Schule gehen. Da fehlt doch 'was?!

Ähnliches finde ich dann im Ausländerstudium wieder: die Bundesrepublik bietet Ausländern Studienplätze an - nach einem festen Schlüssel -, sie geht aber nicht den zweiten Schritt und läßt sich auf die ausländischen Studierenden, auf ihr besonderes Herkommen, auf ihre kulturellen Erwartungen und Interessen, auf ihre spezifischen Denk- und Handlungsweisen ein. Und ich glaube, daß man, so entfremdet von seiner eigentlichen Basis, so abgeschnitten von den eigenen Interessen und Sehnsüchten und materiellen Gegebenheiten nicht sinnvoll studieren kann, nicht "nach Wahrheit streben kann".

PEROZ:

Ja, aber das hat erst einmal nichts mit den Regeln der Universität zu tun! Regeln der Universität sind für mich zunächst die Prüfungs- und die Studienordnung. Und die ausländischen Studierenden müssen sich da anpassen. Ich sage ja nicht, daß das richtig ist, ich habe da durchaus eine kritische Haltung. Aber solange das so ist, müssen sich die ausländischen Studierenden eben beugen.

Ich finde, der Entwurf des Ausländerstudiums, wie er sich seit dem Krieg hier in Deutschland entwickelt hat, ist statisch und konzentriert sich ausschließlich auf bürokratische Regelungen formaler Art - das sieht man ja am neuen Ausländergesetz, zum Beispiel beim Aufenthaltsrecht. Inhaltlich gab es die ganze Zeit wenig Verbesserungen oder Fortschritte. Unser Konzept tut aber gerade das. Hier geht es im wesentlichen um fachliche Gesichtspunkte und Verbesserungen, nicht um administrative Regelungen. Wir fanden, daß das Ausländerstudium im Kontext mit den sogenannten Herkunftsländern formal und inhaltlich organisiert werden

müßte. Das ist aber nicht allein Sache der Hochschule, sondern Aufgabe von Heimatland und Gastland und Hochschule und Studenten! Denn die ausländischen Studenten müssen als Brücke zu ihren Heimatländern gesehen werden, auch in technischer Hinsicht als Transfer: dieses Bewußtsein muß auch entwickelt werden. Es kann also nicht einfach sein, daß jemand aus der Volksrepublik China oder aus Kamerun oder aus ich-weiß-nicht-woher hier studiert, nur weil die Schwester oder der Vater oder die Mutter im Kultusministerium arbeiten und Beziehungen haben. Das ist nicht das Ausländerstudium, das wir im Auge haben. Die hier ausgebildeten Kapazitäten sollten möglichst im Sinne eines Technologie-Transfers auch im Interesse des Heimatlandes eingesetzt werden. Ich als Afghane zum Beispiel habe immer im Hinterkopf den Gedanken, nach Hause zurückzukehren - sonst hätte ich mir ja hier gleich einen anderen Namen geben können!

WUS:

Aber wenn Du hier gewissermaßen auch als Afghane hier lebst und arbeitest, dann bezeichnet das doch auch eine Situation hierzulande ...?

PEROZ:

Natürlich. Das geht fast allen ausländischen Studierenden hier so, ob sie aus Afghanistan kommen oder aus Lateinamerika oder aus Afrika. Sie sind da zerrissen: eigentlich wollen sie ja hierbleiben, einfach deshalb, weil es zuhause kaum eine Perspektive für sie gibt ...

WUS:

Kann man das wirklich so sagen?

PEROZ:

Das hängt von Gegebenheiten ab.

MELAHAT ELIS:

Da muß man aber differenzieren: Wenn man die Studierenden am Anfang des Studiums fragt, was ist Deine Perspektive, dann wollen sie

überwiegend zurückkehren. Viele haben da auch idealistische Vorstellungen vom strukturellen und sozialen und politischen Aufbau des Heimatlandes. Aber im Laufe des Studiums ändert sich das, vor allem gegen den Abschluß des Studiums hin. Da möchte der überwiegende Teil hierbleiben - aus welchen Gründen auch immer. Ein wichtiger ist wahrscheinlich, das hat ja Nazir schon gesagt, die Entfremdung gegenüber dem eigenen Land, so daß man sich nicht mehr zutraut, dort auf Dauer zu leben. Eben auch mit dem Wissen, das man hier erwirbt, sieht man sich nicht mehr ohne weiteres in der Lage, zum Aufbau des Heimatlandes sinnvoll beitragen zu können ... Nazir, da gibt es doch ein schönes Sprichwort dafür ...?

PEROZ:

Richtig. Der frühere indische Ministerpräsident Nehru sagte einmal von den ausländischen Studierenden ... , die ausländischen Studierenden wären ausgezeichnete Wissenschaftler, in dem Kontext, in dem sie ausgebildet worden sind. Das heißt zum Beispiel für Deutschland: sie sind für Deutschland ausgebildet - nicht für Indien oder Ghana ... Weil ihre Ausbildung so spezifisch ist!

WUS:

Ja, aber was ergibt sich jetzt daraus für Eure Arbeit als Berater, wenn die Studenten im Laufe des Studiums merken, daß sie für das Heimatland falsch ausgebildet werden und entsprechend hier lieber arbeiten - und leben - wollen. Lassen wir einmal diejenigen zunächst einmal heraus, die auch aus politischen Gründen das Studium hier anstreben, um psychisch und physisch überhaupt überleben zu können - das sind ja auch relativ viele! Konzentrieren wir uns auf die, die aus welchen Gründen auch immer zuhause nicht studieren können, entweder weil sie keine "Beziehungen" haben oder weil sie ethnisch diskriminiert sind oder weil die entsprechenden Bildungsbereiche nicht vorhanden sind ... Wenn das so ist, daß sie als hier ausgebildete hervorragende Fachkräfte im Heimatland nicht adäquat eingesetzt werden können, dann muß das Ausländerstudium endlich neu überlegt werden - denn diese Einsichten sind ja nicht neu! - dann müssen die Studienangebote und -inhalte modifiziert oder entscheidend verändert werden. Und da müssen alle mitdiskutieren, fragt sich nur, in welche Richtung, oder?

PEROZ:

Also ich glaube schon, daß es unsere Aufgabe als Berater auch ist, solche inhaltlichen Vorstellungen auszuarbeiten und vorzustellen. Wir sollten nicht nur dazu da sein, Bestehendes zu vermitteln! In unserem Fachbereich besteht ein großer Teil unserer Arbeit aus solchen Konzept-Entwicklungen. Unsere Konzeption ist ein Modell, damit sind wir ja auch angetreten, um die Betreuer-Stelle durchzusetzen, und dieses Modell hat ja auch positive Wirkung gezeigt bei den ausländischen Studierenden, zum Beispiel bilden die ausländischen Studierenden im Fachbereich eine ziemlich homogene Gruppe, und mit der Zeit muß sich herausstellen, ob wir auf dieser Arbeitsgrundlage auch prinzipiell andere Studieninhalte entwickeln und durchsetzen können, die spezifisch sind, aber auch wieder so allgemein, daß die Möglichkeit besteht, sie frei zu modifizieren, zum Beispiel auszurichten auf die Verhältnisse in den jeweiligen Heimatländern. Im Moment haben wir fast überall noch die Situation, daß die Institutionen, die am Ausländerstudium beteiligt sind, die Stiftungen, die Auslandsämter, die Studienkollegs, schon viel in Richtung Veränderung tun, aber da läuft viel unkoordiniert und nicht so effizient. Die ausländische Studierende sind eigentlich alleingelassen. Ich glaube, daß man die Gelder, die in diese Institutionen fließen, auch effektiver einsetzen kann, weniger zum Beispiel in Einzel-Hilfe oder einzelne Initiativen, sondern abgestimmter und vielleicht in Projektform. Das scheint mir auch billiger zu sein. Man hat dann als angehender Physiker, Chemiker, Informatiker und so weiter auch konkretere Zielvorstellungen - auch im Hinblick auf das Interesse des Heimatlandes!

WUS:

Aber diese Neuentwicklung eines Konzeptes des Ausländerstudiums setzt doch voraus, daß die Deutschen und die deutschen Hochschulen das auch wollen, das heißt: auch das Problembewußtsein von der Sache muß vorhanden sein. Nun ist doch aber das Bedrückende, das ausländische Studierende oft ausdrücken, übrigens auch oft ausländische Schüler, wenn sie von ihren Schulerfahrungen in Deutschland berichten, daß sie hier Schwierigkeiten haben, als sie selbst, also als Ausländer mit Lebensvorstellungen und -perspektiven, die manchmal unterschiedlich von den hier gängigen sind, anerkannt und akzeptiert zu werden. Kann

also auf diesem Hintergrund der Ungleichberechtigung ein neues Ausländerstudium entwickelt werden, so, wie wir es uns wünschen, und das dem einzelnen die Freiheit läßt, selbständig zu studieren, eben kreativ das Gelernte umzusetzen. Seht Ihr bei allen Euren Erfahrungen mit diesem Problem innerhalb der Hochschule eine Lösung? Seht Ihr eine Veränderungsmöglichkeit der Hochschule überhaupt?

PEROZ:

Also ich habe die Hoffnung. Die rührt zum Beispiel daher, daß meine Stelle so wie sie ist, eingerichtet wurde. Sie gibt es ja bundesweit noch nirgendwo anders. Man muß eben auch einen langen Atem haben, und dazu gehört: das Ausländerstudium muß neu diskutiert werden, die Internationalität der Hochschule muß ...

WUS:

Aber wer soll das diskutieren. Es besteht doch unter den Deutschen überhaupt kein konkreter Handlungsbedarf.

PEROZ:

Zunächst die ausländischen Studierenden selbst, die Institutionen, die im Ausländerstudium arbeiten, und die Entscheidungsträger, die Politiker ...

WUS:

Die das aber nicht machen oder nicht machen wollen!

PEROZ:

Dann muß man einfach auf die Straße gehen. Es ist möglich, dies durchzusetzen. Mein Fachbereich ist da Beispiel: fast alle haben die Einrichtung diese Stelle unterstützt ... Und so kann man das auch bundesweit schaffen. Man muß einfach den Mut und die Energie haben. Ich jedenfalls werde für ein solches Engagement kämpfen und ich habe auch kein Interesse an einem harmonischen Job, ich würde mich auch politisch engagieren.

WUS:

Du kannst Dich bei Deiner Betreuungsarbeit zumindest auf die Mehrheit der ausländischen Studierenden im Fachbereich beziehen, das ist ja auch das besondere an dieser Stelle.

Grundsätzlich ist doch aber der Knackpunkt an der momentanen Situation an den Hochschulen, daß diejenigen, die sich engagieren, allein bleiben. Ich bringe noch einmal unsere Verbands-Erfahrung aus den letzten 10, fast 20 Jahren aufs Tapet und unsere Erfahrungen aus dem Projekt "Informieren statt Kapitubieren". Danach scheint das Problem nicht so sehr die Formulierung eines vernünftigen Ausländerstudiums zu sein, einer sinnvollen Beratung - meinetwegen im Hinblick auf eine verstärkte Betreuung und soziale Eingliederung der ausländischen Studierenden in das Studium -, eines sinnvollen wissenschaftlichen Umgangs mit anderen Lebens-, Arbeits- und Studienformen und so weiter, sondern vielmehr daß im Zusammenhang mit Schwierigkeiten, aber auch mit den Möglichkeiten des Ausländerstudiums kaum jemand Problembewußtsein hat, keinerlei oder wenig ernsthaftes Interesse zeigt; nicht der deutsche Studierende, nicht die Dozentenschaft - vielleicht mit Ausnahme der obligatorischen Vertrauensdozenten -, auch nicht die Hochschulleitungen. Ausländische Studierende, die auf die Deutschen zukommen wollen, zukommen **müssen** (denn ohne eine gegenseitige intellektuelle und soziale Akzeptanz ist Studium bekanntlich nicht möglich), stoßen immer schon, aber jetzt immer häufiger auf eine GummIWand des Desinteresses oder einer mehr oder weniger verhüllten Ablehnung: man läßt sich nicht auf sie ein!

PEROZ:

Also, provokativ gesagt, das Ausländerstudium existiert nun 'mal, und ich nehme die entsprechenden Rechte wahr. Oder man streicht das Ausländerstudium in der heutigen Form und läßt keinen Ausländer zu Studienzwecken hier 'rein. Wenn man es aber beibehalten will, muß diesen 8 oder 10 % Ausländern an den Hochschulen eine fachliche Betreuung angeboten werden. Vor allem muß aber der Sinn eines Ausländerstudiums und auch die Schwierigkeiten, die mit ihm verbunden sind, viel mehr bekannt gemacht werden, als das bisher der Fall ist. Es sind oft die Institutionen, die im Ausländerstudium tätig sind, die alle

Informationen darüber abblocken: die kommen über bestimmte Etagen gar nicht hinaus. Und zwar weil sie an der eigenen Position festhalten möchten. Beispiel: Studienkolleg. Meine Kritik am Studienkolleg ist, daß hier die ausländischen Studienbewerber ein Jahr umsonst ihre Zeit verbringen müssen. Es wäre besser, wenn man dieses Jahr fachspezifisch an der Hochschule verbringt, das heißt sie sollen sowohl fachspezifische Begriffe lernen als auch Deutsch lernen. Das ist doch effektiver als am Studienkolleg zu lernen und Mathematik, Physik, Chemie noch einmal ein Jahr lang zu wiederholen, ja, wenn jemand Germanistik studiert, braucht er das doch gar nicht! Es ist einfach eine Fehlkonzeption! Und es gibt noch eine ganze Reihe anderer Beispiel, die will ich vorsichtshalber 'mal nicht in die Diskussion bringen, da gibt's eine Menge Verwaltung, aber keine eigentliche fachspezifische Betreuung...

WUS:

Entschuldigt - braucht Ihr wirklich primär fachspezifische Betreuung? Oder braucht Ihr nicht zuerst einmal so etwas wie eine soziale Betreuung?

NAZIR PEROZ UND MELAHAT ELIS:

Beides. Wir brauchen beides.

WUS:

Aber Ihr wißt ja, daß deutsche Hochschulen dafür traditionell nicht eingerichtet sind? Auch die deutschen Studierenden werden nicht menschlich betreut, außer vielleicht von Institutionen wie Studentengemeinden. Es ist nicht eingeschlossen in das Studium!

PEROZ:

Also, manchmal sind wir ja vergleichbar mit deutschen Studierenden, aber oft eben auch nicht. Zum Beispiel: die deutschen Studierenden kommen aus einem Schulsystem, das auf das Studium vorbereitet und daran angepaßt ist. Die ausländischen Studierenden kommen aus Schulsystemen, die mit oft ganz anderen Aufgaben und Perspektiven, sie haben andere kulturelle Hintergründe, und dann haben sie auch noch

Sprachschwierigkeiten, die sie ja hier nicht ohne weiteres ausgleichen können. Wenn sie hierher kommen, dann haben sie meistens die Studienplätze, werden aber im übrigen behandelt wie Peter und Michael. Aber sie brauchen einfach eine andere Betreuung. Im Ausländerstudium muß eine persönliche Betreuung am Arbeitsplatz, im Fachbereich verankert sein. Auf dieser Basis kann man dann auch ein gleichwertiges Studium durchführen. Ich sage nicht, daß die normale Lehrveranstaltung verändert werden muß, aber sie muß ergänzt werden. Es müßten Veranstaltungen angeboten werden, an denen deutsche und ausländische Studierende gleichermaßen partizipieren können, das heißt zum Beispiel entwicklungsorientierte Studiengänge anzubieten ...

MELAHAT ELIS:

Natürlich haben die deutschen Studierenden auch erhebliche Schwierigkeiten. Sie kommen auch zu uns in die Studienberatung, und ich hoffe, daß wir sie gut beraten. Aber bei ausländischen Studierenden ist das alles noch ein Stück heftiger. Sie kommen hierher und haben gar nichts, keinen Kontakt, keine Informationen - nichts. Sie werden einfach ins kalte Wasser geworfen. Ich zähle mich auch zu den ausländischen Studierenden, aber ich habe eine besondere Schwierigkeit nie gehabt: ich hatte keine Sprachprobleme. Und ich habe keine Schwierigkeiten, mich in dem Denken in diesem Land zurechtzufinden. Ich wurde durch meine Schulbildung hier so erzogen. Das ist klar.

WUS:

Ja, aber Du kannst doch auch nicht einfach Dein Zuhause abschütteln.

MELAHAT ELIS:

Nein. Aber - mich hineinzudenken, das fällt mir wesentlich leichter als dem "normalen" ausländischen Studenten. Ich habe nicht diese "Anlaufschwierigkeiten", als wenn ich von ganz woanders herkomme.

WUS:

Ja. Trotzdem - wenn Du in ein Land gehst, um zu arbeiten, als Arbeitsimmigrant, dann ist das eine Sache. Wenn Du ins Ausland gehst,

um zu studieren, dann ist das eine andere Sache. Auslandsstudium bedeutet ja, daß Du Dich erst einmal mit Haut und Haaren einlassen mußt auf die Bedingungen des Studienlandes, die ja auch die Studieninhalte in diesem Land bedingen, und die sind Dir zunächst einmal fremd, oder? Deshalb ist es eben auch so wichtig, daß Du möglichst kompetent in der Landessprache bist, weniger weil Du Dich sonst nicht verständigen kannst, sondern weil Du sonst den Geist Deiner Umwelt nicht mitkriegst: das Bewußtsein einer Gesellschaft, einer Kultur drückt sich ja nun mal durch die Sprache aus, wird durch sie strukturiert und bewußt. Durch die Sprachkompetenz wird Dir eigentlich erst bewußt, was Du studierst, mit anderen Worten: erst dann kannst Du eigentlich auch kritisch hinterfragen und Studieninhalte und Forschungsergebnisse für Deine spezifischen Interessen - oder die Bedingungen Deines Heimatlandes - verändern oder adaptieren ... Meinst Du nicht, daß gerade diese Chancen eines selbständigen Studiums den ausländischen Studierenden hier nicht geboten wird? Es wird ihnen nicht nur nicht die Möglichkeit einer einigermaßen kompetenten Sprachkompetenz geboten, es fehlt vor allem völlig der Aspekt des möglichst selbständigen Studiums!

PEROZ:

Ich will dazu mal ein Beispiel sagen: Bei uns gibt es das Fach Algorithmen - es ist ein Fach, in dem sie, wie die Informatiker sagen, die Mayonnaise machen für Programme ... In einem der Vorlesungsskripte stand "Zwerg". Die ausländischen Studierenden haben natürlich wie wild die Lexika gewälzt, um den Begriff zu klären und in seinem Kontext zu begreifen ... Aber der Begriff

"Zwerg" stand für die Abkürzung "Zwischenergebnisse" ...

WUS:

Ja, aber diesen fachspezifischen Begriff kannst Du ja auch nicht einfach lernen, sie ergeben sich am plausibelsten auf dem Arbeitshintergrund. Schon allein deshalb wäre es sinnvoll, daß ausländische Studienbewerber möglichst rasch auf ihren Studienplatz hin arbeiten können, um möglichst praktisch, im konkreten Kontext die Sprache zu lernen. Vor allem auch kollektiv, denn Du kannst nicht allein lernen und nach Wahrheit

streben: das ist ja die Maxime des Studiums in Deutschland nach wie vor, Du brauchst den anderen, die Gesellschaft, und den gleichberechtigten Diskurs. Du bist notwendig auf die Anerkennung durch die anderen angewiesen - wie die anderen auch auf Deine, das ist also ein wechselseitiger Prozeß. In diesem Zusammenhang ist es deswegen auch so problematisch, daß den ausländischen Studierenden im allgemeinen die Anerkennung oder Akzeptanz, das heißt auch die wissenschaftliche Zusammenarbeit verweigert wird. Oder findet Ihr diesen Schluß übertrieben?

PEROZ:

Ein bißchen übertrieben. Also entweder ich bin blind oder ich bin angepaßt oder ich habe eine andere Vorstellung von Universität. Das ist für mich ein Ort, wo man frei denken kann, seine Gedanken und seine Kritik frei äußern kann ...

WUS:

... sollte so sein, ja ...

PEROZ:

... und da dürfte keine Rasse eine Rolle spielen - aus welchem Land man kommt und welche Hautfarbe man hat, wenn ich mit anderen diskutiere, muß ich genau so angesehen werden wie sie ... ich will da auch keinen Bonus bekommen, weil ich aus Afghanistan komme, ich will aber auch deswegen nicht eine Etage tiefer sitzen ...

WUS:

Ja, das denkst jetzt Du, daß es so sein müßte ... Sind das denn auch Deine persönlichen Erfahrungen an der Hochschule hier, daß Du so behandelt wirst ...?

PEROZ:

Na ja, wenn ich irgendwo auftrete, schaffe ich mir erst einmal durch dieses Auftreten eine gewisse Energie, eine Motivation, das Drumherum

interessiert mich nicht - was die Leute denken! Die können viel denken. Denken ist etwas anderes als Sagen ... Du weißt doch nie, was der andere denkt, du weißt nicht, was ich denke, was sie denkt ... Denken kann man nicht sehen! Zwar - man kann es spüren, aber ...

WUS:

Du beschreibst aber jetzt die Uni, wie sie kritisiert werden müßte. Das stimmt, wenn Du sagst, man sollte bei der Wahrheitssuche offen sein. Wenn Du nicht offen bist, und die anderen nicht wissen, was Du denkst, kann daraus in der Zusammenarbeit natürlich nicht Wahrheit entstehen. Und die Frage wäre, wie das für ausländische Studierende ist: sagen die immer das, was sie denken, können sie das überhaupt, wenn sie das Gefühl haben, nicht ernst genommen zu werden, jedenfalls nicht als das, was sie sind. Und steht ihnen das nicht zu als gleichberechtigte akademische Bürger?

PEROZ:

Wenn ausländische Studierende zu uns kommen - wir machen ein Einführungs-Seminar, das läuft drei Tage - dann werden die erst einmal von uns motiviert: hört 'mal, ohne Euch gäbe es keine Universität, also die Universität ist für Euch da undsoweiter - Ihr habt das Recht zu studieren und solltet diese Rechte wahrnehmen. Die Tür steht offen, Ihr müßt nur klopfen, aber Klopfen müßt Ihr, von allein öffnet sie sich nicht ...

WUS:

Das vermittelt Ihr also während dreier Tage?!

PEROZ:

Ja!

MELAHAT ELIS:

Die drei Tage sind wirklich hart. Am ersten Tag versuchen wir, die Studierenden zu motivieren, sie aufzubauen, Ihnen Selbstbewußtsein zu

vermitteln. An den anderen beiden Tagen wird dann der Alltag geprobt, der natürlich ganz schön ernüchternd ist: worauf sie sich einlassen müssen und worauf sie wirklich aufpassen müssen - und sie nicht die gleichen Fehler machen, wie die vor ihnen. Wir laden auch Studierende ein, die über eigene Erfahrung berichten. Die Studien- und Prüfungsordnung hat im Laufe der letzten Jahre dazu geführt, daß Studierende ihr Studium aufgeben mußten, weil sie durch Veranstaltungen durchgefallen sind, und durchgefallen ist urchgefallen - und weg! Daß wir wirklich sagen: fragt und fragt und fragt - klopft an die Türen, kommt zu uns, es gibt immer Ansprechpartner, und Ihr müßt es wahrnehmen ...

WUS:

... und das funktioniert?

MELAHAT ELIS:

Das funktioniert! Teilweise! Man kann es nicht verallgemeinern, man kann nicht sagen, daß jeder kommt. Ich bin schon sehr oft angesprochen worden, ob im Gang, ob in der U-Bahn - sie wissen, daß es da jemand gibt, den man ansprechen kann. Und wenn ich nicht helfen kann, schicke ich sie weiter ... Also, solange ich hier arbeite ... ich würde sagen, es ist keiner, dem das nicht bewußt ist ... das wirkt schon.

WUS:

Wie gesagt - wir machen in D., an der Fachhochschule, Orientierungsveranstaltungen, die studienbegleitend sind, die mindestens ein Semester lang dauern, die nicht "intensiv" sind, weil sie nur zweistündig stattfinden - und dazu noch als Lehrauftrag, und dort sind natürlich auch zunächst Fragen, die immer wieder auftauchen: wißt Ihr, was ein AStA ist, wißt Ihr, was ein Auslandsreferat ist usw., und keiner der Anwesenden, einschließlich der deutschen Studenten, die ja auch teilnehmen an diesen Seminaren, weiß darauf eine genaue Antwort. Keiner verläßt sich auf derartige Institutionen, die ja auch Beratungscharakter haben, auch nicht auf die Zentrale Studienberatung, Fachschaftberatung, Rat durch die Vertrauensdozenten und so weiter, und zwar ganz unabhängig, ob diese Beratung von einer "Bürokratie" angeboten wird, oder von "unabhängigen" Beratungen, etwa seitens der Studentengemeinden,

oder auch von KommilitonenInnen selbst! Es scheint so zu sein, als verlieben sich die ausländischen Studierenden ausschließlich auf sich selbst und ihre Freunde. Wir erklären uns das so, daß eine generelle Skepsis gegenüber allen und allem besteht, daß man die eigenen Probleme nicht gern öffentlich macht. Im Grunde wäre das nicht schlimm, wenn, ja wenn die Beratung durch die Freunde und Bekannten nicht häufig immer wieder Vor-Urteile und Falsch-Urteile transportieren würde - zum Beispiel auch Urteile über einzelne Personen und Einrichtungen, weil man deren Aufgabe und Funktion einfach nicht kennt ...

MELAHAT ELIS:

Das trifft natürlich hier auch zu. Also, um mal das Auslandsamt in die Diskussion zu bringen, ich war am Anfang meines Studiums auch da, weil ich eben auch Ausländerin bin, aber dann hatte ich mit ihm eigentlich nichts weiter zu tun. Ich erfahre von ausländischen Studierenden, daß sie durchaus versuchen, dort Hilfe zu kriegen. Oder sie gehen eben zu Nazir oder zu mir oder zu einem Vertrauensdozenten, der sich auch um die ausländischen Studierenden kümmert. Darüber hinaus gibt es bei uns ein Modell, das nennt sich Fachmentorium ... ich weiß nicht: hat das Nazir schon angesprochen? Das sind im Grunde Tutoren, die zusätzlich ein Tutorium für ausländische Studierende anbieten. Da kommen eben hauptsächlich ausländische Studierende hin, weil sie fachspezifische Probleme haben, wenn sie in den Vorlesungen Verständnisprobleme haben, Übungsblätter nicht verstehen und so weiter, also geht es vor allem um Sprachschwierigkeiten. Und natürlich ergibt sich auch daraus ... also, wenn einer die Sprache nicht versteht, dann kann er auch nur schwer begreifen, was von ihm verlangt wird, die Aufgaben zu verstehen und den ganzen Stoff zu verstehen. Das sind also Veranstaltungen, die wöchentlich stattfinden - zusätzlich zu den üblichen Veranstaltungen. Das Ganze wurde eingerichtet, als ich anfang damals: das war 1990. Und es ist eine Einrichtung, die sehr gut genutzt wird, ich denke, daß es sie gibt, ist auch ein Grund, weswegen die Studierenden sich nicht so allein fühlen. Und sie führt auch dazu, daß der Zusammenhalt in der Gruppe größer ist. Ich würde schon sagen, daß das Zusammenhalten eines Jahrgangs, wo ausländische Studierende drin sind ... wieviel waren wir, als ich anfang - ungefähr dreißig - man verliert sich nicht so aus den Augen, und da bilden sich, ich will nicht sagen: Cliques, da bildet sich eine Gemeinschaft, von der man wirklich sehr profitiert.

PEROZ:

Und jedes Jahr, kurz vor Weihnachten, gibt es dann eine Fete, nennt sich interkulturelle Fete, auf der dann deutsche und ausländische Studierende zusammenkommen, so ungefähr 200 Leute. Finanziert wird das vom Auslandsamt.

WUS:

Was mich jetzt interessieren würde: wir haben in den Orientierungsveranstaltungen die Erfahrung gemacht, das trifft für eine ganze Reihe von Hochschulen, Auslandsreferenten und so weiter zu, daß die ausländischen Studierende in Nischen bleiben, immer weniger in der Hochschulöffentlichkeit präsent sind. Sie bleiben in Nischen, fast unauffindbar, und glauben anscheinend so den Schwierigkeiten und Frustrationen am besten zu entkommen, sie bleiben in Nischen und versuchen, ganz anders als früher, auf möglichst schnelle Art durchs Studium zu kommen - ohne groß anzuecken, und zwar fachlich wie auch politisch ... Sind das auch Eure Erfahrungen?

PEROZ:

Naja, was die Zukunftsperspektive der ausländische Studierende angeht, jedenfalls so, wie viele sie sehen ... ich habe ja schon gesagt, mit der Wahl eines Studienplatzes, mit der Wahl eines bestimmten Faches ist natürlich auch eine gewisse Verantwortung verbunden. Aber diese Verantwortung wird leider den Studierenden nicht deutlich. Es wird ihnen nicht klar, was es eigentlich bedeutet für sie oder ihr Land, Physik, Chemie, Informatik zu studieren - es ist für sie primär eine individuelle Sache und Entscheidung. Es gibt keine allgemeine Diskussion darüber. Ähnliches gilt zwar auch für deutsche Studierende, aber bei den ausländischen ist die Frage einfach deswegen so gravierend, weil ja das Umsetzen des Gelernten auf die Verhältnisse der Heimatländer dazu kommt. Natürlich sind es alles erwachsene Menschen, zum Teil hochqualifiziert, aber dieses Problem beherrschen sie nicht, da fehlen ihnen die Voraussetzungen: sie müssen sich erst einmal in diese Gesellschaft einfügen, sie verstehen, sie müssen sich die fremde Sprache aneignen: allein schon Einkaufen zu gehen! Bestimmte Preise auch nur vergleichen

zu können - das sind Schwierigkeiten, die die deutschen KommissionInnen überhaupt nicht haben.

WUS:

Darf ich 'mal kurz unterbrechen: Diese Dinge, von denen Du sprichst, diese Schwierigkeiten, mit denen ausländische Studierende zurecht kommen müssen, und zwar aus dem Stand, ab dem ersten Tag ihres Hierseins, auch die Schwierigkeiten mit dem Studium selbst, die Studieninhalte umzusetzen auf heimatliche Bedingungen, alles das, was eigentlich selbständiges, freies Studium ausmacht, ist seit Anfang des Auslandsstudiums her bekannt, und trotzdem sind sie nie verändert worden und noch nicht einmal offiziell in Frage gestellt worden. Warum, meint ihr?

PEROZ:

Ich glaube schon, daß das wirtschaftliche Interesse eine große Rolle spielt. Ich habe letztsens einen Vortrag gehalten über Technik und Technologie-Transfer, und da wurde dann auch das Problem diskutiert, wie die Entwicklungsländer in einer gewissen technischen und technologischen Abhängigkeit von den Industrienationen ... aber das ist jetzt eigentlich ein anderes Thema ...

WUS:

Meinst Du damit, daß das Ausländerstudium mehr und mehr das Interesse widerspiegelt, für potentielle technologische Absatzmärkte in der Dritten Welt gewissermaßen "Agenten" heranzubilden ... ? oder anders ausgedrückt: Ihr empfindet das Ausländerstudium als völlig falsch angelegt, inhaltlich, organisatorisch, moralisch, in den Absichten ...?

MELAHAT ELIS:

Nein, in den Absichten ... die hören sich nicht schlecht an. Aber man muß doch nach der Realität fragen, und da gibt es eben eine Diskrepanz zwischen den theoretischen Absichten und den praktischen politischen und wirtschaftlichen Ansprüchen ...

PEROS:

Also, hinter den Absichten steckt vielleicht guter Wille, Internationalität der Hochschule, internationaler wissenschaftlicher Gedankenaustausch, entwicklungspolitisches Engagement, aber was sich davon im Inhaltlichen niederschlägt, in der Organisation und inhaltlichen Gestaltung des Studiums, ist chaotisch.

WUS:

... chaotisch?

PEROZ:

Ja. Ausländische Studierende, wenn sie hierher kommen, werden überhaupt nicht darüber beraten, ob sie zu dem Studium, das sie sich ausgesucht haben oder in das sie formal vermittelt werden, Begabung, Neigung oder Interesse haben. Man darf doch nicht vergessen, daß viele Zielvorstellungen, die wir haben, von unseren Eltern vorgeprägt sind. Deren Wünsche haben sich aber entwickelt auf dem Hintergrund der Verhältnisse im Heimatland. Und dann kommen Vater oder Mutter her und sagen ihrem Sohn oder ihrer Tochter: So, jetzt studierst Du Medizin! Die haben dafür aber überhaupt keinen Sinn, vielleicht haben sie auch nicht die Voraussetzungen oder die Qualifikation für dieses Studium - oder einfach auch nicht die Noten: Eins komma was weiß ich! Und dann hängen sie 6, 8 Jahre hier herum und quälen sich ab, diese Zielvorstellung zu erreichen, ganz nutzlos, jobben - und erreichen doch nichts.

WUS:

Und warum, glaubst Du, gibt es doch so viele ausländische Studierende, die ihr Studium ordnungsgemäß abschließen? Und erfolgreich?

MELAHAT ELIS:

Ich denke, das hat auch damit zu tun, daß es spezifische soziokulturelle Hintergründe gibt, auf denen ausländische Studierende handeln. Dazu

gehört zum Beispiel, "das Gesicht zu verlieren" oder "Schande zu machen" - das sind Wörter, da sagen die Deutschen: Du kannst mich mal ...! Es sind aber Begriffe, die spielen in den Ländern, aus denen viele ausländische Studierende kommen, eine wesentliche Rolle! Die können nicht einfach, nachdem sie sechs Jahre hier gewesen sind, zurückgehen - ohne einen Abschluß. Und es ist ja auch nicht einfach so, daß die Studierenden einfach "zu doof" sind für das Studium. Es sind die Umstände, die ihnen das Studium erschweren.

WUS:

Was denn zum Beispiel?

MELAHAT ELIS:

Naja, daß sie Fristen wahren müssen, daß sie, wenn sie an einer Prüfung nicht teilgenommen haben ... also, das sind Dinge, die überhaupt nichts mit dem Studieninhalt oder Fachspezifischem zu tun haben, sondern es ist der bürokratische Aufwand, der zu teilweise absurden Situationen führt und deretwegen die Studierenden möglicherweise 'rausfliegen.

WUS:

Was war denn eigentlich Dein Handicap, als Du zu studieren angefangen hast? Du bist doch "Bildungsinländerin"?

MELAHAT ELIS:

Ich glaube, das herauszufinden, was ich selbst möchte ... zum Beispiel, ob ich hier später leben oder arbeiten will oder ob ich in mein Heimatland oder das Heimatland meiner Eltern gehe. Ich glaube daher auch, daß ich mir über meine Zukunft viel genauere Gedanken gemacht habe, als eine Deutsche, und viel genauer mein Studium ausgesucht habe, welche Richtung ich da einschlage.

Wenn ich nämlich das Studium so weitermache, wie ich das gegenwärtig mache, dann habe ich so gut wie keine Chancen in der Türkei, weil ich mich sehr spezialisiert habe, ich müßte viel mehr in die Breite gehen, es reicht nicht aus, wenn ich auf einer Metaebene Bescheid weiß, sondern

ich müßte auch in der Lage sein, konkret einen Lötkolben in die Hand zu nehmen und zu löten.

WUS:

Und warum hast Du Dich ausgerechnet jetzt entschlossen, Dich zu spezialisieren, wo ja die politische Atmosphäre ja ziemlich eindeutig ist?

MELAHAT ELIS:

Erst einmal bin ich dazu gezwungen - durch den Rahmen, in dem ich studiere, das ist die Studien- und Prüfungsordnung, die schreiben das einem vor! Und natürlich gibt es Bereiche, die theoretisch sind und welche, die praxisnah sind. Ich hätte eigentlich das Praxisnahe gewählt ...

WUS:

Und warum hast Du das nicht gemacht? Viele machen das ja! Also bei türkischen Studierenden habe ich das oft erlebt, nämlich daß sie, obwohl hier geboren und in die Schule gegangen, nach dem Studium in die Türkei gehen wollen, um zu arbeiten ... Das mag Utopie sein, gleichwohl tendieren sie ernsthaft in diese Richtung ...

MELAHAT ELIS:

Ja, doch, aber ich glaube, viele sind sich der Tragweite ihres Wunsches gar nicht bewußt. Das ist das Problem: daß sie wirklich Dinge tun, ohne sich im klaren darüber zu sein, welche Konsequenzen das hat. Das Bewußtsein ist bei vielen gar nicht da. Sie tun das eben ohne Reflexion.

WUS:

Ja - und was hat sich bei dem Durchsetzen Deiner Zielvorstellungen im Studium ... empfindest Du Dich da als Ausländerin - oder auch nicht, vor allem - empfindest Du Dich als gefördert oder verhindert? Verstehst Du, was ich meine?

MELAHAT ELIS:

Ich fühlte mich - anfänglich - behindert. Und zwar, weil ich mir allein-gelassen vorkam, Du bist bei der Entscheidungsfindung auf Dich allein gestellt, es ist niemand da, der an diesem Prozeß der Entscheidungsfindung teilnimmt ...

WUS:

Meinst Du, daß das damit zu tun hat - das Alleinsein, meine ich, ... daß Du Ausländerin bist?

MELAHAT ELIS:

Also, ich finde schon, daß ich in einer ganz anderen Situation bin, als ein deutscher Studierender - aber auch als ein Student, der aus einem Entwicklungsland kommt. Viele Bildungsinländer - bei denen ist es ja eigentlich so, daß sie zwischen den Stühlen sitzen, bei denen eigentlich ... vielleicht hängt es bei ihnen auch damit zusammen, warum sie kritischer sind, daß sie die Situation, wie sie hier ist, sehr gut kennen, weil sie hier die Schule gemacht haben undsoweiter, und weil sie andererseits den Kontakt zu ihrem Heimatland ... naja, eigentlich zum Heimatland ihrer Eltern, zwar haben, aber nicht so intensiv, weil sie die meiste Zeit ihrer Kindheit eben hier verbracht haben. Für sie ist deswegen der Prozeß, eine Zukunftsperspektive zu entwickeln, nicht so schnell abzuschließen, es ist alles ziemlich ...

WUS:

Diffus?

MELAHAT ELIS:

Ja, dabei können einem die Eltern nicht helfen, aber auch die Ansprechpartner können da nicht helfen ...

WUS:

Würdest Du das jetzt auch an dem deutschen Bildungssystem kritisieren, daß Du da nicht so ohne weiteres vorankommst?

MELAHAT ELIS:

Ja. Ich würde kritisieren, daß im Laufe meiner Schul- und Ausbildung auf meinen spezifischen Hintergrund überhaupt nicht eingegangen wurde, daß in der Schule zum Beispiel einfach so getan wurde, als wäre ich eine Deutsche.

WUS:

Als Kind aber, als Grundschülerin, hast Du wahrscheinlich nichts anderes gewollt als so zu sein und so behandelt zu werden wie ein deutsches Kind?

MELAHAT ELIS:

Da habe ich mir keine großen Gedanken darüber gemacht, das kam erst später. In der Grundschule schmerzte mich diese Undifferenzierung noch nicht so stark ...

Petra Witt

Anspruch und Wirklichkeit -

Gedanken zur Studienberatung für ausländische Studierende an einer hessischen Fachhochschule

Der Internationalismus der Hochschulen ist in aller Munde, in den letzten Jahren viel zitiert und als ein wichtiger Aspekt in der Hochschulpolitik benannt. Es wurden Austauschprogramme gefördert, Internationale Studiengänge entwickelt und Hochschulpartnerschaften gegründet.

An den hessischen Fachhochschulen wurden Auslandsreferate eingerichtet, deren Aufgabe die Förderung der Auslandsbeziehungen der Hochschulen sind, die Beratung von deutschen Studierenden, die ein Auslandsstudium planen und ausländischen Studierenden, die im Rahmen eines Austauschprogramms an hessischen Fachhochschulen studieren.

In diese Hochschulaktivitäten flossen in den letzten Jahren erhebliche finanzielle Mittel.

Andererseits wurden in der letzten Zeit Zahlen veröffentlicht, die verdeutlichen, daß sich immer weniger ausländische Studierende für die Bundesrepublik als Studienland interessieren, daß die Zahl der bereits immatrikulierten ausländischen Studentinnen und Studenten abnimmt und daß auch Gastprofessuren von ausländischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern seltener eingerichtet werden (s. Duz 1-2/1994):

Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Betreiben die Hochschulen Etikettenschwindel? Wird hier der Gegensatz von Anspruch und Wirklichkeit deutlich?

Es bedarf hier nach meiner Ansicht weiterer Differenzierung: Die Hochschulen haben große Anstrengungen unternommen, internationale Beziehungen aufzubauen und zu pflegen. Europabezogene Austauschprogramme wie zum Beispiel das Erasmusprogramm haben vielen deutschen und europäischen Studierenden die Möglichkeit eröffnet, einen Auslandsaufenthalt während ihres Studiums durchzuführen. Auch die Entwicklung internationaler Studiengänge, also die Verankerung von

Studieninhalten mit internationaler Ausrichtung in den Studienprogrammen, ist ein wichtiger Schritt zur Umsetzung des formulierten Anspruchs.

Das "klassische Ausländerstudium", das ausländischen Studierenden aus Asien, Afrika und Lateinamerika eine qualifizierte Ausbildung durch einen Studienabschluß in der Bundesrepublik ermöglichen soll, stand bei den Initiativen zur Internationalisierung der Hochschulen weniger im Vordergrund. Im Gegenteil haben sich die Rahmenbedingungen für das Ausländerstudium durch das neue Ausländergesetz von 1991 erheblich verschärft. Dies führt dazu, daß ein Studienerfolg, obwohl als Maßnahme der Entwicklungszusammenarbeit für ausländische Studierende erwünscht, immer schwerer zu erreichen ist, nicht aufgrund schlechterer Leistungen, sondern aufgrund der Lebensbedingungen, unter denen die Studierenden das Studium durchführen müssen.

Für diese Gruppe von Studierenden ist an Fachhochschulen in Hessen die Zentrale Studienberatung Ansprechpartner. Wie bereits beschrieben, haben die Auslandsreferate andere Aufgaben, die Bewertung von Zeugnissen und Studienleistungen übernimmt bei den Fachhochschulen in Hessen zentral das Studienkolleg an der Fachhochschule Gießen-Friedberg.

Mit der Frage, wie Studienberatung die ausländischen Studierenden erreichen kann und welche Konzepte dabei hilfreich sein können, befasst sich der folgende Beitrag.

Aufgaben der Zentralen Studienberatung

Die Zentrale Studienberatung an Hochschulen informiert und berät über Studienmöglichkeiten, ist Ansprechpartner für Studierende in der Studieneingangs-, Studienverlaufs- und der Studienabschlußphase. Sie berät bei allen mit dem Studium zusammenhängenden Fragen. Die Beratungsthemen gehen vom Interesse des Ratsuchenden aus. Die Beratung ist vertraulich. In der Regel finden Einzelberatungen statt, aber auch auf Gruppen bezogene Angebote werden gemacht. Studieninteressierte Schülerinnen und Schüler, Berufstätige, die ein Studium

aufnehmen wollen, Studierende und Absolventinnen und Absolventen nehmen die Beratung in Anspruch .

Aufgrund der unterschiedlichen Zielgruppen ergeben sich eine Vielzahl von Themen, die zum Beratungsgegenstand werden können, das Spektrum reicht von reiner Informationsvermittlung über die gemeinsame Entwicklung von Kriterien für einen Entscheidungsprozeß (z.B. Studienwahl, Hochschulwechsel, Studienabbruch usw.) bis hin zu intensiverer Betreuung über einen längeren Zeitraum (z.B. bei Prüfungs - und Leistungsproblemen). Darüberhinaus werden Ratsuchende, die die Studienberatung als erste Anlaufstelle der Hochschule für ihre Fragen nutzen, an die Stellen innerhalb und außerhalb der Hochschule verwiesen, die ihnen bei ihrer Frage konkret weiterhelfen können.

Ausländische Studierende sind **eine** dieser verschiedenen Zielgruppen, die die Institution Zentrale Studienberatung ansprechen soll. In Zahlen ausgedrückt, bedeutet dies, daß neben den Studieninteressierten, die einen großen Anteil der Ratsuchenden in der Studienberatung ausmachen, zur Zeit an der Fachhochschule Wiesbaden insgesamt ca. 8000 Studierende, davon knapp 700 ausländische Studierende potentielle Nachfrager von Studienberatung sind. Bei dieser Zahl ist zu berücksichtigen, daß sie die Bildungsinländer miteinschließt (die Zahl der Studierenden aus Asien, Afrika und Lateinamerika ist relativ gering. Dies ist natürlich auch eine Folge der bestehenden Zulassungsbeschränkungen sowie der ausländerrechtlichen Regelungen zum Hochschulzugang).

Die ausländischen Studierenden sind also eine zahlenmäßig verhältnismäßig kleine Gruppe sind. Trotzdem besteht die Anforderung an die Zentrale Studienberatung, zu einem erfolgreichen Studium beizutragen.

Studienberatung für ausländische Studierende

Die interne Aufgabenzuweisung an hessischen Fachhochschulen, die Beratung und Betreuung ausländischer Studierender, die keine Programmstudentinnen und -studenten sind, der Zentralen Studienberatung zuzuweisen, kann durchaus unter positiven Gesichtspunkten gesehen werden. Es bestehen keine besonderen Dienste, sondern es ist eine Integration dieser Personengruppe in die Einrichtung der Hochschule angestrebt, die für **alle** Studierenden zur Verfügung steht.

Natürlich lassen sich dagegen auch Einwände erheben. Die an Universitäten bestehende Organisationsstruktur der Auslandsämter mit ihren Zuständigkeiten für die Bewertung von Zeugnissen und Studienleistungen und die Beratung führt an hessischen Fachhochschulen dazu, daß ausländische Studierende nicht ohne weiteres die Zentrale Studienberatung als Ansprechpartner ansehen.

Man könnte sich gut vorstellen, daß die besonderen Studienbedingungen, die für ausländische Studierende gelten, ein umfangreiches Spezialwissen der Beraterinnen und Berater erfordern, das diese nur im Rahmen einer speziellen Einrichtung der Hochschule, etwa vergleichbar dem Auslandsamt an einer Universität, im Interesse der ausländischen Studierenden effektiv einsetzen können.

Zentrale Frage erscheint mir zu sein, ob in der an hessischen Fachhochschulen vorhandenen Struktur die Studienberatung ausländische Studierende erreichen kann und wie erfolgreich sie ist, die Studienbedingungen für Ausländerinnen und Ausländer zu verbessern. Ich möchte hierzu meine Erfahrungen und Überlegungen vorstellen.

Kommunikation herstellen und entwickeln

An der Fachhochschule Wiesbaden gibt es eine langjährige Tradition in der Beratung ausländischer Studierender. Es gab hier seit jeher ein waches Bewußtsein gegenüber ihren spezifischen Schwierigkeiten, die allein schon durch das Ausländergesetz vorprogrammiert sind, und viel Engagement in der Sorge für erträgliche Studienbedingungen.

Zeitweise wurden ausländische Studierende als nebenamtliche studentische Berater beschäftigt; bei den hauptamtlichen Beraterinnen wurde Beratung zwar nachgefragt, gleichwohl entstand der Eindruck, daß die Hemmschwelle, die Studienberatung aufzusuchen, bei den ausländischen Studierenden hoch war, und sie häufig erst dann Kontakt aufnahmen, wenn die Probleme existentiell geworden waren. In einzelnen Gesprächen wurde gelegentlich auch ein - verständliches - Mißtrauen gegenüber der Studienberatung deutlich, verständlich deshalb, weil diese Institution im allgemeinen mit anderen Institutionen und Behörden identifiziert wurde, mit denen ausländische Studierende häufig negative und diskriminierende Erfahrungen machen.

Um diese Vorbehalte zu relativieren, lud ich zusammen mit einem in seiner Fachschaft engagierten Studenten die ausländischen Studierenden des Studienortes Rüsselsheim (die Fachhochschule Wiesbaden verteilt sich auf verschiedene Orte), zu Vollversammlungen ein, die gut besucht waren. Später kam noch ein zweiter ausländischer Student dazu, der Asta-Vertreter war. Inhaltlich ging es für mich persönlich darum, etwas Konkreteres über den Studienalltag der Ausländer zu erfahren und zu lernen, ihre Erwartungen und Interessen gegenüber einer Studienberatung besser einzuschätzen.

Zur gleichen Zeit wurde in der Fachhochschul-Öffentlichkeit auf die Situation der ausländischen Studierenden aufmerksam gemacht. Im Sommersemester 1993 fanden Veranstaltungen zum Thema Ausländerfeindlichkeit statt - unter dem Titel "Wir und das Fremde". Alle Studienorte, die Fachbereiche, Professorinnen und Professoren, Studentinnen und Studenten, sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beteiligten sich am Programm. Die Resonanz war positiv, wenn auch die Teilnehmerzahl nicht überall den Erwartungen entsprach.

Aus diesen Aktivitäten heraus entstand eine Initiative, die zur Gründung eines "Internationalen Clubs an der Fachhochschule Wiesbaden e.V." führte. Als Mitglieder vertreten sind hier die Statusgruppen, Professoren, Studentinnen und Studenten, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Der Internationale Club hat sich zum Ziel gesetzt, zur internationalen Verständigung zwischen den Mitgliedern und Angehörigen der Fachhochschule Wiesbaden und zum Abbau von Vorurteilen und Fremdenfeindlichkeit gegenüber Menschen anderer Nationen beizutragen, Kultur und Bildung unter internationalen Aspekten, sowie Verbesserungen der Studienbedingungen für ausländische Studierende zu fördern.

Welche konzeptionellen Überlegungen stehen hinter diesen Aktivitäten?

Derartige Initiativen sind im Rahmen des settings der Studien(einzel)beratung nicht möglich. Wie oben beschrieben, geht es im "normalen" Beratungsgespräch nur um die Probleme, die vom Ratsuchenden eingebracht werden, und um die Klärung individueller Fragen. Natürlich erhalten die BeraterInnen auch hier Einblick in die Studiensituation der ausländischen Studierenden - aber immer nur in der Teilperspektive, die für das zu besprechende Thema relevant ist.

Im Fall der Gründung des Internationalen Clubs habe ich selbst als Beraterin die Möglichkeit, durch meine Mitgliedschaft das übliche Beratungssetting zu verlassen und in der gleichberechtigten Zusammenarbeit mit anderen für ein definiertes gemeinsames Interesse aktiv zu sein.

Mit diesem Schritt beabsichtige ich keinen Rollenwechsel, meine professionelle Rolle als Studienberaterin behalte ich selbstverständlich bei, erweitere aber mein Handlungsspektrum. Mein Ziel ist es dabei, durch hochschulöffentliches Engagement im Internationalen Club Erfahrungen mit mir als Person möglich zu machen, Erfahrungen, bei denen nicht die Probleme und Schwierigkeiten der ausländischen Studierenden im Vordergrund stehen, sondern das gemeinsame Interesse, das Auslandsstudium insgesamt an der Hochschule zum Thema zu machen.

Ich erhoffte mir, die Hemmschwelle, die Studienberatung aufzusuchen, für ausländische Studierende abzubauen und Vertrauen darüber herzustellen, daß sie bei der Bewältigung des Studiums gute Unterstützung zu geben vermag.

Inzwischen haben sich nach meinem Eindruck informelle Strukturen entwickelt, die meine Überlegungen bestätigen: die Inanspruchnahme der Studienberatung durch ausländische Studierende ist dank der Werbung der "Aktiven" in Asta und Fachschaften und durch die Mitarbeit der ausländischen Studentinnen und Studenten im Internationalem Club zusehends gewachsen,

Inhalte bearbeiten

In der Einzelberatung geht es darum, gemeinsam mit dem Studenten zu überlegen, wie seine Fragen oder Probleme gelöst werden können. Zuerst ist eine Verständigung darüber nötig, welche Aspekte das Problem umfaßt, eine Problemdefinition vorzunehmen, die möglicherweise umfassender ist als die zunächst formulierte. Vielleicht reicht es schon aus, zusätzliche Informationen zu geben, Ansprechpartner zu nennen, die weiterhelfen können. Oder es wird eine umfassende Lösungs-Strategie gemeinsam erarbeitet. Diese Lösungen betreffen keineswegs nur die fachliche und organisatorische Seite des Studiums; es ist ja mittlerweile bekannt, daß ausländische Studierende auch ausländerrechtliche und finanzielle Probleme haben, die oft sehr komplex sind und existenzgefähr-

dende Dimensionen annehmen, und die in der Beratung erörtert und - möglichst - gelöst werden müssen.

Häufig geraten deshalb Berater und Beraterin schnell an die Grenzen ihrer finanziellen, materiellen, organisatorischen, auch psychischen Möglichkeiten. Echte Lösungen gibt es nicht, und um schon die größten Härten vermeiden zu können, ist ein langwieriger, arbeitsintensiver Prozeß notwendig, der keineswegs immer erfolgreich ausgeht.

Auch hier können Arbeitsansätze greifen, die versuchen, aus der Einzelsituation heraus, unter zwingender Wahrung der Vertraulichkeit gegenüber dem einzelnen Studierenden, Problemlagen zu verallgemeinern und Lösungen grundsätzlicherer Art zu fordern. Hier ist der Internationale Club ein geeignetes Forum. Daneben ist die Schaffung eines Netzwerks von Gesprächspartnern innerhalb und außerhalb der Hochschule, die aus ihrer jeweiligen Funktion und Sicht heraus zu Problemlösungen beitragen können, dringend geboten.

Ein Konzept, das auch auf der Inhaltsebene vorsieht, bestimmte Themen aus der Einzelsituation heraus auf hochschul-, hochschulpolitischer oder politischer Ebene anzugehen, kann wichtige Ergänzung zur Einzelberatung sein.

Sicher bedarf es zur Lösung grundsätzlicher Probleme eines langen Atems. Das bedeutet aber nicht, daß solche Initiativen von vornherein scheitern müssen: **Nur wenn die Probleme des Auslandsstudiums immer wieder öffentlich zum Thema gemacht werden, können Veränderungen bewirkt werden.**

Im Internationalen Club haben wir in kleinem Rahmen den Versuch gemacht, das Auslandsstudium und die Erfahrungen der ausländischen Studierenden in der Fachhochschule zu thematisieren. Beispielsweise berichteten ausländische Studierende, die von STUBE-Hessen innerhalb des Programms "Zwischenheimreise" gefördert wurden, von ihren Erfahrungen im Heimatland, einzelne Club-Mitglieder führen zu Tagungen und Symposien, um Kontakte herzustellen und Informationen zu sammeln, oder es wurden bestimmte Hochschulgremien daraufhin angesprochen, in ihrer Arbeit Bedingungen und Situation der ausländischen Studierenden mehr zu berücksichtigen.

Da am Studienort Rüsselsheim die technischen Studiengänge der Fachhochschule Wiesbaden untergebracht sind, bietet sich natürlich auch die Diskussion um Technologieentwicklung an und die Frage, ob die Studienprogramme Inhalte enthalten, die dem einzelnen in seinem Heimatland nützlich sind - und auch dem Heimatland nützen können.

Grenzen dieses erweiterten Konzepts der Studienberatung mit ausländischen Studierenden

Ich möchte noch auf einige mögliche Einwände zu meinen Vorschlägen eingehen und gleichzeitig ihre die Grenzen andeuten:

"Nichts Neues", könnte jemand feststellen, "alte Thesen zum Ausländerstudium", "Alles bereits bekannt" usw.

Es ist sicherlich richtig, daß schon früh Rahmenbedingungen für das Ausländerstudium eingefordert wurden, die bis heute nicht eingelöst worden sind. Wie bereits anfangs gesagt, hat sich die Bedeutung der internationalen Ausrichtung der Hochschulen verschoben vom klassischen Ausländerstudium hin zu (prestigeträchtigeren?) Formen internationaler Kooperation. Die ausländerrechtlichen Regelungen wurden verschärft, und unter ihnen leiden besonders diejenigen, die kaum jemals in den Genuß einer Förderung kommen, und sich als "Selbstzahler" ihre materielle Existenz im "Gastland Deutschland" weitgehend selbst erarbeiten müssen.

Deshalb bleiben die für sie als richtig erkannte und aufgestellte Forderungen nach wie vor bestehen und sind legitim, auch wenn sie ständig wiederholt werden müssen, weil ihre Umsetzung sich als schwierig gestaltet oder ständig hinausgezögert wird, zum Beispiel die Forderung nach einer grundsätzlichen Gleichstellung gegenüber den deutschen KommilitonInnen. Bisher ist sie weder in ihrem politischen Status, noch in ihrer Studienorganisation und Fächerwahl, noch in ihrem Studienalltag akzeptabel realisiert.

Als zentralen Aspekt des von mir beschriebenen Konzepts sehe ich es an, daß Studienberatung neben der Einzelberatung andere Formen der Kommunikation nutzt und innerhalb der Hochschule sichtbar wird. Wenn es darum gehen soll, das Ausländerstudium ins Blickfeld zu rücken, muß auf verschiedenen Ebenen angesetzt werden.

"Das klingt ganz gut", wird man sagen, "aber ist das wirklich praktikabel?"

Bei der Umsetzung dieser Überlegungen ist nötig, die Rahmenbedingungen an den Hochschulen realistisch einzuschätzen. Dies beginnt damit, daß ausländische Studierende mit der Bewältigung des Studienpensums ziemlich ausgelastet sind, daß sie häufig jobben müssen, um finanziell zurecht zu kommen. Weiter sind unter anderem die Besonderheiten der jeweiligen Hochschule zu berücksichtigen (beim Studienort Rüsselsheim der Fachhochschule Wiesbaden handelt es sich beispielsweise um eine Hochschule, in der sich wenig Hochschulleben entwickelt, weil die Studierenden zum großen Teil Pendler sind und nicht in Rüsselsheim wohnen).

Auf der anderen Seite sind die Arbeitskapazitäten der Studienberaterinnen begrenzt, nicht immer ist ein Engagement im gewünschten Umfang möglich.

Ein weiterer erschwerender Faktor ist die zunehmende Anonymität der Hochschule, wo Kommunikation, Diskussion und Auseinandersetzung immer weniger selbstverständlich sind. Dazu kommt, daß Zusammenarbeit mit ausländischen Studierenden zwar den Anspruch impliziert, zwischen den verschiedenen Kulturen einen Austausch zu pflegen, dieser Anspruch aber häufig nicht gleich einzulösen ist, häufig auch niemals eingelöst wird. Zu kommunizieren, sich für den anderen zu interessieren - das bedarf bei allen Hochschulmitgliedern die Bereitschaft zur Verständigung, die Bereitschaft zu Gesprächen, die auch entstandene Mißverständnisse und Bornierungen aufklären können, und es bedarf des gegenseitigen Interesses, die jeweiligen Erfahrungen kennenzulernen und zu akzeptieren und gleichzeitig auch fremde Meinungen gelten zu lassen.

Die beschriebenen Schwierigkeiten werden auch in der Arbeit des Internationalen Clubs deutlich, sodaß es bei zeitweilig großem Engagement auch zu Phasen kommt, in denen keine großen Aktivitäten stattfinden. Wir haben uns zum Beispiel ein ganzes Wochenende Zeit genommen, um die Einstellung der Mitglieder zu ihrer Mitarbeit im Club zu klären und eine inhaltliche Basis zu finden, um gemeinsame Ziele zu formulieren.

Dabei zeigte es sich auch, daß nur eine kleine Gruppe unter den Mitgliedern zu einer aktiven Gestaltung der Clubaktivitäten bereit ist, ein bekanntes Phänomen, das aber - ebenso bekanntlich - nicht auf grundsätzliche Interesselosigkeit schließen lassen darf. Selbstverständlich beeinflußt dies jedoch die Art der Zusammenarbeit innerhalb der Clubarbeit.

Resümee und Ausblick

Die Rahmenbedingungen des Ausländerstudiums haben in den letzten Jahren wenig zur Verbesserung der Studienbedingungen beigetragen, im Gegenteil, sie haben enge Grenzen gesetzt. Innerhalb der Hochschulen sind zwar Diskussionen in Gang gekommen, die mit dem Stichwort "Studienreform" kurz umrissen werden können, ausländische Studierende bleiben hier aber in der Regel außen vor.

Mein beschriebenes Arbeitskonzept hat den Ansatz, daß sich ausländische Studierende, genauso wie andere Gruppen der Hochschule, zu Wort melden und ihre Interessen zu vertreten lernen, und daß sie selbst an der Verbesserung ihrer Studienbedingungen mitarbeiten.

Dabei ist die Schaffung von Kommunikationsmöglichkeiten wichtig. Das bedeutet für die Studienberater, daß auch sie sich an diesem Prozeß beteiligen müssen, um die Zentrale Studienberatung bekannt zu machen und auch für die ausländischen Studierenden konkret wahrnehmbar und als Hilfestellung akzeptabel zu machen.

Dabei können bestehende Initiativen, wie in meinem Fall der Internationale Club, gefördert und unterstützt werden.

Über diese Kommunikationssysteme kann die Thematik des Ausländerstudiums auch inhaltlich transportiert werden.

Sicher ein Vorhaben, das zwar nicht den Anspruch hat, die komplexen Probleme des Ausländerstudiums insgesamt lösen zu können, aber ein Ansatz sein kann, bessere Rahmenbedingungen für und mit ausländischen Studierenden aktiv mitzugestalten und positive Akzente zu setzen.

Ein Prozeß, der nicht gradlinig verläuft und sich überhaupt durchaus mühevoll entwickelt. Meine Erfahrung zeigt aber, daß ein Bewußtsein darüber, eigene Gestaltungsmöglichkeiten nutzen zu können, für aus-

ländische Studierende auch die Motivation fördert, ihr Studium engagiert und möglichst eigenständig zu betreiben. Wenn ich als Studienberaterin einen kleinen Anteil dazu beitragen kann, lohnt sich ein Engagement allemal.

Zur Relevanz professioneller Studienberatung für ausländische Studienanfänger -

Ein Gespräch mit den Fachhochschul-Studenten Alireza Ebrahimi und Ahmad Asisi

Alireza Ebrahimi ist von Geburt Iraner, er ist als politisch Verfolgter Mitte der 80er Jahre in die Bundesrepublik gekommen und ist inzwischen deutscher Staatsbürger. Für Ahmad Asisi, von Geburt Afghane, trifft das gleiche zu. Beide haben die Fachhochschulreife an deutschen Schulen erreicht. Sie studieren in D. Ahmad Asisi wohnt in H., Alireza Ebrahimi am Hochschulort.

Beide Studenten sind nach etwa 10 Jahren Aufenthalt in der Bundesrepublik erfahren im Umgang mit dem deutschen Alltag und sprechen gut Deutsch, das heißt, sie müssen in der Unterhaltung nicht mehr nach Begriffen und Wörtern suchen, sie können über sprachliche Zusammenhänge reflektieren und sind in der grammatischen Struktur kompetent.

Alireza war während des 1. Golfkriegs Soldat und hat eine differenzierte und kritische Sicht seines damaligen Tuns und seines Auftrags. Er saß über ein Jahr unter Chomeini im Gefängnis wegen Aufruhr und wurde gefoltert, die Spuren sind sichtbar. Seine Erfahrungen prägen nach seiner Ansicht stark sein Verhalten im fremden Land. Konkret bedeutet das, daß er sich wenig "öffentlich" verhält, und daß er sich im Zweifelsfall nur auf sich selbst verläßt.

Weder er noch Ahmad waren jemals in einer Studienberatung - aus eben diesen Gründen. Beide versuchen ihr Studium ohne Aufsehen zu absolvieren, also auch ohne Hilfe von irgendeiner offiziellen Seite. Ihr Leben und auch ihr Studium erscheint improvisiert, nichts ist von langer Hand geplant, alles ist abhängig von Zufälligkeiten, persönlichen Beziehungen usw.: "Zufällig" gibt es da einen Freund, der weiß, daß man in K. schnell zu einem Studienplatz kommen kann, "zufällig" eröffnet sich in D. eine Wohnmöglichkeit, als man eigentlich in St. das Studium aufnehmen will, "zufällig" gibt es in D. auch einen Studienplatz in E-Technik usf.

Insofern ist es auch plausibel, daß auf die "normale" Studienberatung nicht oder kaum gesetzt wird - was soll hier denn beraten werden außer

über Studienorganisation!? Die kann man doch von Landsleuten und Freunden doch konkreter/kompetenter erfahren! Alireza Ebrahimi hatte zum Beispiel existenzielle Probleme, ein Visum zu erhalten, er stand kurz vor der Abschiebung, und nur durch die Hilfe eines kompetenten Anwalts (die Adresse hatte er natürlich über Freunde erhalten!) gelang es ihm diese zu verhindern - was sollte hier eine "normale" Beratung helfen?

So gesehen, ist es schließlich auch begreiflich, daß ausländische Studierende häufig selbst die studentischen Beratungen der Fachschaften oder der Auslandsreferate der ASten nicht oder wenig beanspruchen - in der Regel sind sie nicht anders strukturiert als die Beratungen der Auslandsämter, der Studentengemeinden und Studentenwerke. Und ihre größere Nähe zum Klientel korrespondiert mit ihrer geringeren Ausstattung an Mitteln und öffentlichem Einfluß. Jedenfalls gegenwärtig.

Trotzdem: Im Laufe des Gesprächs formulieren sie auch Utopien einer Beratung!

Gespräch mit Alireza Ebrahimi und Ahmad Asef¹

Ahmad A.:

Also - ich bin nach D. gekommen, um Elektrotechnik zu studieren. Das wußte ich von Anfang an. Da brauchte ich keine Beratung.

WUS:

Und was war vorher?

Ahmad A.:

Erst habe ich eine Berufsfachschule für Elektrotechnik und Elektronik in Baden-Württemberg besucht und abgeschlossen. Dann habe ich das Abi in S. gemacht, das war 1984 - an der Abendschule. Anschließend suchte ich die nächste Fachhochschule, aber außerhalb von Baden-Württemberg! Freunde hatten mich beraten und gesagt, daß dort die Anforderungen und Vorbedingungen schwieriger sind als anderswo. Ich

¹ die Namen sind geändert

wollte also unbedingt raus aus Baden-Württemberg. Und da war D. die nächste Fachhochschule ...

WUS:

Keine Beratung? Und gleich einen Studienplatz in der gewünschten Hochschule?

Ahmad A.:

Ja. D. hat keinen numerus clausus. In Baden-Württemberg gib't den noch! Ich dachte, Beratung brauchst Du nicht ... Eigentlich wäre für mich ja die Beratungsstelle des Arbeitsamtes zuständig gewesen, aber von der wußte ich, daß sie nichts bringt. Diese Erfahrung hatte ich schon vor der Berufsfachschule gemacht.

WUS:

Und wie war es bei Dir, Alireza?

Alireza E.:

Ein Freund in S., der dort an der Fachhochschule studierte, hat zu mir gesagt, was hast Du für eine Durchschnittsnote, und ich habe gesagt: 2,7. Da meinte er, daß ich mir da nicht viel Hoffnungen in Baden-Württemberg auf einen Studienplatz machen sollte - wegen numerus clausus!

Also, sagt er, versuch's mal in K., versuch's mal mit Physik und Chemie. Daran war ich eigentlich gar nicht interessiert, aber ich habe mich dort beworben. Ich habe tatsächlich eine Studienplatz-Zusage gekriegt, und man hat mich aufgefordert, das Studienkolleg in D. als Vorbereitung zu besuchen. Das habe ich gemacht. Und dabei habe ich dann wieder von Freunden mitgekriegt, daß ich probieren könnte, meinen Studienplatz in K. mit einem an der TH in D. zu tauschen. Ich habe also nach K. geschrieben - und tatsächlich: es hat geklappt. Ich kriege eine Zusage für einen Studienplatz für Elektrotechnik an der TH in D.

WUS:

E-Technik - das hat doch nichts mit Physik oder Chemie zu tun? Warum hast Du den Vorschlag angenommen?

Alireza E.:

Naja, ich hatte keine Ahnung von ET, aber ich habe es gemacht, weil ich dadurch in D. bleiben konnte. Einfach deswegen.

WUS:

Passiert das oft, daß ausländische Studierende einfach studieren, was kommt?

Alireza E.:

Ich würde sagen, es ist die Mehrzahl. Ich zum Beispiel möchte eigentlich Psychologie studieren. Ich habe mich intensiv mit Freud beschäftigt. Vielleicht studiere ich eines Tages Psychologie. Aber erst schließe ich ET ab.

WUS:

Macht Dir das Fach jetzt Spaß?

Alireza E.:

Ich habe es eigentlich nie studiert und habe die ersten 6 Semester an der TH ziemlich vertummelt. Ich bin dann ohne Vordiplom an die Fachhochschule gewechselt, ein Freund hat gesagt, Du bist nicht für die TH. Die erste Zeit hier habe ich auch nicht gerade viel getan; jetzt bin ich im 4. Semester. Und da habe ich mich dann gefragt: was willst Du eigentlich, auf was willst Du 'raus? Jetzt arbeite ich sehr konzentriert, ich will es einfach wissen. Und es macht mir auch auf einmal Spaß - ganz im Gegensatz zu vorher. Ich habe jetzt einfach Interesse und da kann ich auch arbeiten ...

WUS:

Ihr beide habt Stipendien?

Alireza E.:

Bei mir ist das Stipendium schon längst ausgelaufen. Deswegen jobbe ich ja auch, im Moment in einer Pizzeria, zwei-, dreimal die Woche. Ich habe dann paar hundert Mark, und was ich darüber brauche, das leihe ich mir bei Freunden - und zahle es nach den Semesterferien wieder zurück. Manchmal habe ich dann so viel, daß ich meine Leute zuhause ein wenig unterstützen kann.

WUS:

Vielleicht waren die Anfangssemester ja auch nicht einfach verbummelt, vielleicht hast Du ja etwas Wichtiges gelernt, über Dich, über die Situation hier ...

Alireza E.:

Zumindestens habe ich gelernt, was ich kann und was ich machen will ...

WUS:

In die übliche Beratung ist keiner von Euch beiden gegangen?

Alireza E.:

Ich habe einen Freund, der ziemlich erfolgreich in S. studiert hat, und der ist zu mir gekommen und hat gesagt: die TH, die ist doch nix für Dich, besser, wenn Du wechselst. Was meinst Du? Weißt Du eigentlich genau, was Du willst? Da habe ich eigentlich das erste Mal darüber nachgedacht: was willst Du den eigentlich? Ich hatte mich eigentlich immer mehr mit den anderen beschäftigt, als mit mir und mit dem, was gut für mich ist. Jedenfalls - dieses Gespräch war dann der Anlaß für meinen Wechsel. Und das war gut so.

WUS:

Wie stellt Ihr Euch denn eine Beratung vor, die Euch nützt - und zu der Ihr auch gehen würdet?

Ahmad A.:

Also - eine richtige Beratung ist eine, die 'was tut! Hier in Deutschland ist alles ja ziemlich privat geregelt: Du bist völlig auf Dich selbst angewiesen. Zum Beispiel die Firmen, die arbeiten ausschließlich nach Profitinteresse. Die nehmen Auszubildende oder Praktikanten erst einmal nach den Noten - egal, ob Ausländer oder Deutsche. Es kommt ihnen darauf an, wer mehr bringt und was sich für sie mehr lohnt, und was einfacher ist. Die Ausländer fallen dabei im Endeffekt dann doch meistens 'raus. Da hat dann auch die Beratung wenig Sinn, zum Beispiel bei den Arbeitsämtern sind sie oft über die Realität nicht informiert ...

WUS:

... und die Beratung in der Hochschule? Könnt Ihr Euch da etwas Effizienteres als Beratung vorstellen - und wie? Es gibt ja an den

Hochschulen verschiedene Beratungsstellen, an den Universitäten etwa das Akademische Auslandsamt, dann die Zentrale Studienberatung, dann gibt's die Studentengemeinden, die Fachschaften von studentischer Seite her und die Auslandsreferate und ihre Beratungen ... gerade von seiten der Studierenden sind die Institutionen demokratisch gewählt, es sind also direkte studentische Interessenvertretungen - aber dies System oder diese Systeme habt Ihr beiden nie genutzt?

Ahmad A.:

Ja - oder nein. Die Informationen, die ich für meine ersten Semester bekommen hab', die habe ich von Freunden und Bekannten in der Mensa oder sonstwo gekriegt. Dann bin ich vielleicht zweimal in der Fachschaft gewesen und habe gefragt, was man für einen Schein tun soll. Da bin ich ganz gut beraten worden ...

WUS:

Also bei einer solchen eher formalen Beratung ...?

Ahmad A.:

Ja, eine richtige offizielle Beratung, wo dann jemand eben zuständig ist, einem alles zu zeigen, das gibt es an der Fachhochschule nicht. Es gibt eine Reihe von Professoren, Ausländerbeauftragte, die haben in der regulären Sprechstunde -- also, die sind erst einmal schwer zu erreichen, die haben dann Sprechstunde, wo man Vorlesungen hat. Oder man ist in einer Vorlesungspause da, dann wartet man, sie kommen zu spät, die Pause ist 'rum, und man muß wieder zurück ...

WUS:

Also, es geht jetzt immer um die Fachberatung, ja? Die habt Ihr dabei immer im Kopf. Aber Ihr lebt ja auch hier und habt Alltagsprobleme! Seid Ihr da ' mal auf die Idee gekommen, daß man Euch beraten müßte - könnte - sollte? Was würde dabei eine besondere Rolle spielen?

Alireza E.:

Ja - natürlich - wer da sitzt ... als Berater. Man geht doch nicht in eine Beratung, und die Person gefällt einem nicht - man hat kein Vertrauen! Wenn ich beraten werden will, muß ich dem Berater doch auch von mir

erzählen können ...ich kann mir nicht vorstellen, daß ich das tun könnte, jedenfalls nicht bei den Leuten, die ich als Berater kennengelernt habe ...

WUS:

Ihr habt doch beide das Einführungsseminar hier mitgemacht. Was haltet Ihr von solchen Veranstaltungen? Bringt das Euch 'was? Ist das Eurer Meinung nach mehr ein Seminar oder mehr eine Beratung?

Ahmad A.:

Beratung – wie kann man sagen: Es ist eher so eine Öffnung innerhalb einer kleinen Gruppe (*das Seminar bestand aus etwa 25 Teilnehmern, d.R.*) – man kann sich innerhalb einer solchen Gruppe öffnen und frei unterhalten ... sprachliche Fehler wurden nicht kritisiert ... man hatte überhaupt nicht so viel Angst, etwas falsch zu machen. Für mich war das schon eine Gelegenheit, meine Probleme frei zu äußern, und die Konflikte und Ereignisse, die im Alltag auftreten, mit den anderen zu diskutieren, fremde Meinungen zu hören, sie mit meinen zu vergleichen, zu kritisieren, meine eigenen Vorstellungen kritisiert zu sehen ... Für mich war das wirklich gut. Ich habe noch so eine Veranstaltung innerhalb der "Orientierung" besucht: da ging es nur ums Fachliche, sonst nichts. Und das war auch dermaßen auf den Dozenten fixiert: was der sagte, das war dann einfach so: ob du 'was verstanden hast oder nicht, das war ziemlich egal. Und davon habe ich nichts gehabt ...

WUS:

... mit anderen Worten, Du findest eine solche Orientierungsveranstaltung ...

Ahmad A.:

... sehr wichtig!

WUS:

Wir meinen eben, daß, wenn man Studienplätze für ausländische Studierende anbietet, man auch für die entsprechenden Studiengänge Sorge tragen muß. Man kann nicht einfach bei einer so großen Minderheit in der Studentenschaft, die aus ganz unterschiedlichen kulturellen Zusammenhängen kommt, aus so unterschiedlichen politischen Situationen und sozialen Gegebenheiten, einfach so tun, als wäre sie gar

nicht da! An der TU Berlin gibt es etwa 16 % ausländische Studierende, in Clausthal ungefähr 12 %: da sollte schon einmal der Gedanke auftauchen, Studiengänge anzubieten, die auch die Lebensumstände und -philosophien der Länder reflektieren, aus denen die ausländischen KommilitonInnen kommen ...

Alireza E.:

Das kann man hier aber keinem erzählen, wir hören immer: Ihr seid hier, dann müßt Ihr auch essen, was Euch vorgesetzt wird ...

WUS:

Und was heißt das? Deutsche Studenten studieren normalerweise das, was sie sich in den Kopf gesetzt haben. Das ist also zunächst ein individueller Wunsch. Und wenn ihnen nicht der numerus clausus im Weg steht, geht das auch meistens. Ich habe den Eindruck, daß überwiegend die ausländischen Studierenden Fächer wählen, die zum Beispiel die Eltern wollen ...?

Alireza E.:

Wir sind einfach nicht daran gewöhnt auszuwählen. Bei uns gibt es dazu einmal zu wenig Studienplätze, da ist dann die Auswahl streng - oder sie läuft über Beziehungen ... Jedenfalls, wir müssen nehmen, was wir kriegen. Das prägt sicherlich unser Verhalten.

WUS:

Und wie ist es mit der Erwartung der Familie? Bei deutschen Studenten spielt sie wahrscheinlich eine untergeordnete Rolle. Das ist doch bei Euch oft anders. Und das hat doch auch gute Gründe, in denen Ihr auch erzogen seid?

Ahmad A.:

Das stimmt, das ist richtig ...

WUS:

... und Ihr ordnet Euch dann dem Votum der Familie unter - das ist doch ganz anders als bei den deutschen KommilitonInnen. Es wäre doch zum Beispiel interessant, mit den Deutschen in einer Art interkultureller Diskussion die jeweiligen Gründe abzuwägen und nach ihren morali-

schen und psychologischen Kriterien einzuordnen. Man käme dann sicherlich auch in eine spezifische wissenschaftliche Diskussion ...

Ahmad E.:

Ja, aber in der Fremde verändern sich auch solche internalisierten Kriterien, dann kann es sein, daß man erkennt, daß die Vorstellungen der Familie einfach für die aktuelle Situation nicht mehr relevant ist, und dann muß man die Strategien ändern, und man gerät mit der Familie in Konflikt, aber auch mit dem Ausländergesetz hier, zum Beispiel mit dem Aufenthaltsrecht undsoweiter ...

WUS:

Dann schlägt das Ausländergesetz zu und sagt: Deine ersten drei Semester sind schon um, Du darfst nicht mehr wechseln, sonst mußt Du das Land verlassen ...

Ahmad E.:

... verlassen, ja. Und dann wird das Studium durchgezogen, und man wollte eigentlich 'was anderes machen, und man fühlt sich nicht wohl. Da wünsche ich mir schon eine Beratung, die meine Situation sieht und kompetent reagieren kann. Internationales Recht beispielsweise - das ist nach allem, was ich hier erfahren habe, für mich nicht mehr wichtig, auch für mein Land nicht, das möchte ich also nicht mehr studieren. Aber da kann die Beratung, die ich kenne, wenig helfen ... Oder Alireza hier, der eigentlich gar nicht Elektrotechnik studieren wollte, sondern viel lieber Psychologie, der müßte effizient beraten werden - und zwar auch darüber, was für Zuhause, sagen wir 'mal, in fünf, sechs Jahren, wichtig wäre ...

Alireza E.:

Ja, ich glaube auch, das ist wichtig, nämlich daß die Beratung eine Ahnung hat, nicht nur von den Fachstudiengängen, sondern eben auch vom jeweiligen Land und den dortigen Bedingungen - wenigstens so ungefähr ... Sonst ist das alles zu abstrakt.

WUS:

Was meint Ihr, was sollte noch beraten werden, außer dem Alltag ...?

Ahmad A.:

Auf jeden Fall muß man Vertrauen zu den Beratern haben können. Besonders die Leute, die aus Kriegsgebieten kommen, die schon größere Erfahrung und menschliche Kenntnis haben ... wenn dann einer in der Beratung sitzt, dem die Beratung nicht so aus dem Herzen kommt oder sie nicht mit Interesse macht, dann gibt es ganz schnell Mißverständnisse und Probleme zwischen beiden Seite. Sehr ineffektiv.

Alireza E.:

Gute Beratung ist dann meist ganz ausgeschlossen ...

WUS: Und wie stellt Ihr Euch Beratung personell und organisatorisch vor? Anders, als die, die Ihr erfahrt?

Ahmad A.: Wir erleben ja Beratung verschieden. Freunde und Mit-Studenten sind ja auch legitime Berater. Auch die Sprechstunde bei Ausländerbeauftragten ist Beratung. Aber eben auch Seminare, wie die mit Dir erlebte! Man könnte sich da viel einfallen lassen. Beratungveranstaltungen, die über das ganze Semester laufen, an der TH habe ich Tutorien erlebt, die fielen zwar oft aus, aber ich fand sie trotzdem gut, Beratungen für deutsche und ausländische Studierende ... also, das wäre immer wichtig - zusammen --

Ulli Pahlke

Ein wichtiger Aspekt der aktuellen Beratung ausländischer Studierender: Das Ausländergesetz

Zur aktuellen Situation der ausländischen Studierenden in Clausthal - eine Vorbemerkung:

Das öffentliche Leben des kleinen Oberharz-Städtchens Clausthal wird hauptsächlich bestimmt durch die Universität. Von den ca. 16.000 Einwohnern sind knapp 1100 Uni-Angehörige und 3544 Studierende, davon wiederum 430 (12,1%) aus dem Ausland. Die Hochschule ist interessiert an den ausländischen Studierenden, weil ohne sie ihre Kapazitäten nicht genügend ausgelastet würden.

Über den studentischen Kellerclub, das Kino und einige Studentenkneipen hinaus bietet das kulturelle Angebot für diese Gruppe nicht viele Alternativen. Ein großer Teil von ihnen, vor allem die Afrikaner, fühlt sich in seinen Handlungsmöglichkeiten während der Freizeit sehr eingeschränkt. Wer eine Mitfahrgelegenheit findet, verbringt das Wochenende in anderen Städten wie z.B. Göttingen (ca. 60 km).

Betrachtet man allerdings die Studiensituation, erkennt man die Vorteile der relativ kleinen Universität. Das Verhältnis zwischen Lehrenden und Lernenden hat hier eher einen familiären Charakter, persönliche Gespräche gehören dazu und pauschal kann man sagen, daß die ausländischen Studierenden eine besondere Akzeptanz erleben. Dies hat sich des öfteren darin gezeigt, wenn es darum ging, Lösungen für Problemsituationen, egal, ob sozialer oder psychischer Art, zu finden. In solchen Fällen gab und gibt es eine offene Zusammenarbeit von z.B. Akad. Auslandsamt, den Professoren und der Beratungsstelle des Studentenwerks. Auch die Ausländerbehörde war bisher sehr kooperativ, diese Tendenz scheint sich aber zu ändern.

Die Beratungsarbeit des Studentenwerkes

Finanzielle Hilfen, die das Studentenwerk geben kann, sind durch die geringen zur Verfügung stehenden Mittel begrenzt.

Die Studienabschluß- und Kurzdarlehen werden hauptsächlich von ausländischen Studierenden genutzt. Ohne einen besonderen Topf dafür zu

haben, werden in Härtefällen Zuschüsse zu Krankenkosten gegeben und hier und da schon 'mal die Miete gestundet. Dies geschah zuletzt gegenüber drei Regierungstipendiaten aus Kamerun. Sie standen kurz vor ihrer Diplomarbeit und erhielten praktisch von einem Tag zum anderen wegen des wirtschaftlichen Zusammenbruches ihres Heimatlandes keine Stipendien mehr. Diese finanzielle Anstrengung hat allerdings zu einem immensen Schuldenberg geführt, der nur schwer abzubauen ist. Das Resultat ist, daß es für das Studentenwerk unmöglich geworden ist, derartige Unterstützungen weiter zu gewähren.

Weiterhin wird über die Beratungsstelle eine begrenzte Anzahl von Freitisch-Essen-Gutscheinen der Mensa vergeben, um in akuten finanziellen Engpässen zumindest die Ernährung zu gewährleisten.

Im Bereich des studentischen Wohnens kümmert sich die Beratungsstelle schon seit Jahren um die durch Familienzusammenführung mitwohnenden, nicht-studierenden ausländischen Frauen und Kinder. Für sie gibt es das regelmäßige Angebot einer Schularbeiten- und Spielgruppe und den "Deutschunterricht für Frauen". Welche Lücke wir damit gefüllt haben, zeigt sich an der stets guten Frequentierung. Auffällig dabei ist vor allem das große Interesse der chinesischen Frauen beim Deutschkurs, denn die Gruppe der Chinesen ist im allgemeinen in sich geschlossen und nur schwer zugänglich. Daher ist auf mehr öffentlicher Ebene ein "Deutsch-Chinesischer Gesprächskreis" gebildet worden, sozusagen im Rahmen eines Kulturaustausches, bei dem bewußt politische Themen ausgelassen werden.

In nächster Zeit wird wohl auch endlich ein lang gehegter Wunsch der Afrikaner erfüllt werden können: das Studentenwerk richtete einen Raum für sie her, den sie für Musik, Tanz etc. nutzen können.

Dies als grober Überblick über die Ausländerarbeit vor Ort in Clausthal. Es wäre wünschenswert, wenn auf diesem Gebiet mehr Aktivität entstehen würde. Zu diesen Themen finden innerhalb dieses Jahres zwei Sozialberater - Fachtagungen des Deutschen Studentenwerks (DSW) statt, eine davon in Clausthal im Juni.

Ausländergesetz diktiert den Alltag der ausländischen Studierenden

Die Bundesrepublik Deutschland gehört zu den wirtschaftlich stärksten, also reichsten, Länder dieser Welt. Außerdem gilt sie als einer der sozial am besten abgesicherten und freiesten Staaten. Für viele Menschen anderer Erdteile, wie z.B. Afrika und Asien, vor allem für die, die aus armen

und politisch ungesicherten Ländern kommen, mag daher Deutschland als ein Ort erscheinen, an dem sie sich frei bewegen können.

Ich vermute, daß aus diesem Grund ein großer Teil von Studierwilligen aus entfernten Ländern mit der Vorstellung hierher kommen, eine gute Voraussetzung zu finden, etwas für ihre persönliche Entwicklung und eventuell auch für die Entwicklung ihres Landes tun zu können. Das Niveau der Ausbildung ist gut und das Studium kann zur Not durch zwischenzeitliches Arbeiten finanziert werden.

Daß aber für diese Menschen andere Gesetze gelten, wird, zumindest in ihrer Wirksamkeit, den meisten erst mit der Zeit immer deutlicher - **die Ausländergesetze bestimmen mehr und mehr den Status des Ausländers.**

Studierende aus Nicht-EU-Ländern bekommen den Status der Aufenthaltsbewilligung und halten sich demnach zu einem bestimmten Zweck (nämlich der Ausbildung) und für begrenzte Zeit in der Bundesrepublik auf. Damit verbunden ist eine begrenzte Arbeitsmöglichkeit (bis vor kurzem 2 Monate in den Semesterferien, jetzt 3 Monate arbeits-erlaubnisfrei und unabhängig von den Ferien). Die Finanzierungsmöglichkeiten für das Studium sind also eingeschränkt und das nicht allein durch die zeitliche Begrenzung, sondern auch dadurch, daß die Arbeitsämter angewiesen sind, einen freien Arbeitsplatz vorrangig mit einem deutschen Arbeitsuchenden zu besetzen. Da das in der heutigen Situation auf dem Arbeitsmarkt ohnehin schwierig ist, kann sich jeder vorstellen, was für den Nachrangigen übrig bleibt. So ist folglich das zentrale Problem der ausländischen Studierenden, die zu mir in die Beratungsstelle kommen, das der finanziellen Notsituation.

An dieser Stelle wird jetzt vielleicht mancher Leser, der sich in den Voraussetzungen für das Studium eines Ausländers in der BRD auskennt, geneigt sein, mich darauf hinzuweisen, daß der Studienwillige einen Nachweis für den Lebensunterhalt vorlegen muß. Das ist richtig, aber einerseits geschieht dies recht formlos als schriftliche Bestätigung (daß er oder sie Geld aus dem Heimatland überwiesen bekommt) oder per Bankeinzug.

Diese Vorbedingung, **die wiederum den Sonderstatus eines Ausländers kennzeichnet**, ist, da nicht wirklich nachvollziehbar noch recht einfach zu erfüllen. Dennoch, selbst wenn das Studium tatsächlich von den Eltern oder Verwandten finanziert wird, treten immer wieder und in letzter Zeit der weltwirtschaftlichen Krisen immer häufiger besondere Situationen ein: Staaten, wie z.B. Kamerun, die am Rande des

wirtschaftlichen Ruins stehen, stellen die vormals gesicherten Fördergelder für ihre Regierungsstipendiaten ein. Devisen verlieren an Wert, so daß ein Geldtransfer unmöglich oder unsinnig wird. Selbst Menschen aus reichen Ländern können in Notsituationen kommen, wie z.B. der kuwaitische Student, der mich während der "Kuwait-Krise" aufsuchte, weil sein allmonatlicher Geldsegen von DM 2000,- plötzlich ausblieb. Dies sind einige Möglichkeiten, wie die ausländischen Studierenden unverschuldet in Notlagen geraten, **die ihnen per Ausländergesetz den Status der Aufenthaltsbewilligung verlieren lassen.**

Arbeit und Funktion der Berater

In solchen Notlagen können sich die Studierenden an die Sozialen Beratungsstellen der Studentenwerke, in größeren Städten evtl. auch an die Ausländerbeiräte wenden. Allerdings muß ich vorausschicken, daß noch nicht jedes Studentenwerk solch eine Beratungsstelle hat. Dazu kommt, daß sie für alle Studierenden **und** alle sozialen und psychosozialen das Studium und Studentenleben betreffenden Probleme ansprechbar sind. Und analog zur krisenhaften Entwicklung unserer Gesellschaft mit ihren existentiellen Unsicherheiten, psychischen Belastungen (konkret in Bezug auf's Studium: teure Wohnung, Steigerung der Lebenshaltungskosten, Streß durch Studienzeiterkürzungen vor allem in Verbindung mit Nachweisen für das Bafög, Prüfungsängste, Arbeitsmarktlage etc.) nehmen die Sozialen Studenten Beratungen (SSB's) eine immer wichtigere Stellung ein.

Voraussetzung für eine annähernd gute Beratung sind daher Kenntnisse in einer ganzen Reihe unterschiedlicher Bereiche und deren Gesetze und Vorschriften, wie z.B. Bafög, Sozialgesetzbuch, Sozialhilfegesetz, Wohngeldgesetz, Kinder- und Jugendhilfegesetz, Reichsversicherungsordnung, bis hin zum Kinder- und Erziehungsgeld. Weitere Voraussetzung ist ein guter Überblick an Hilfsmöglichkeiten wie z.B. der Studienfinanzierung entweder durch Stipendien, Beihilfen, Darlehen etc. Dazu kommt der Aufbau eines guten Netzes der Zusammenarbeit mit Behörden und anderen Beratungsstellen. Die Liste könnte im Detail noch fortgeführt werden; aber sie gibt hoffentlich auch ohne dem einen Eindruck von dieser umfassenden Arbeit. Ich erwähne dies auch deshalb, um deutlich zu machen, wie schwierig es für die Berater ist, sich auf einen bestimmten Beratungs-Bereich zusätzlich zu spezialisieren. Daß ich selbst dies tun konnte - nämlich auf den Bereich der Ausländergesetze -, hat sicherlich einerseits mit meinem besonderem

Interesse für die Situation der Ausländer und ihre Probleme in unserem Land zu tun, andererseits ist aber auch die Situation der TU Clausthal für diese Arbeit ziemlich günstig: die Hochschule ist eine relativ kleine Universität, so daß ich - zumindest in der Anfangsphase meiner Arbeit hier - vielleicht ein bißchen mehr Zeit als üblicherweise hatte, mich um dieses Gebiet zu kümmern - und sie hat einen überdurchschnittlichen großen Ausländeranteil, der sie zu mehr Fürsorge zu verpflichten scheint, als dies an den Massenhochschulen erfahren wird.

Um begreifbar zu machen, was für mich ganz persönlich Beratung von ausländischen Studierenden beinhaltet, möchte ich die Arbeit ein bißchen genauer definieren. Sozusagen das Handwerkszeug ist, wie oben schon erwähnt, das Netz von guten Kontakten, in diesem Fall zum Ausländeramt, Akademisches Auslands Amt, Ausländerbeirat, zu Rechtsanwälten, Konsulaten, zum Ausländerrat der Studierenden, zu den ausländischen Gemeinschaften etc., und weitere Kenntnisse über Gesetze und Vorschriften insbesondere die Ausländergesetze und deren Anwendungshinweise, um auch den Ermessensspielraum der Gesetze erfassen zu können.

Viel bedeutsamer als diese formellen Dinge ist für mich aber die Begegnung mit den Menschen - **nicht den Ausländern** -, sondern **den Menschen** unterschiedlicher Herkunft, Tradition, Sitten, Geschichte und Sprache. Mir liegt daran, Denk- und Lebensweisen verstehen zu können. So lassen sich die Hintergründe und das Zustandekommen mancher Probleme besser erklären.

Begegnungen finden statt beim Kaffeetrinken, Backgammon o.ä., nicht nur in meinem Büro, sondern bei Besuchen in den Wohnheimen oder in der Cafeteria. Dadurch habe ich innerhalb der letzten 5 Jahre ein gutes freundschaftliches und vertrauliches Verhältnis zu vielen Ratsuchenden aufbauen können. Durch dieses gegenseitige "gute Kennen" fällt es mir auch in vielen Fällen leichter, die Anliegen den Behörden klarer und anschaulicher zu vermitteln mit der Wirkung, daß der gesetzliche Ermessensspielraum oft voll ausgeschöpft wird.

Trotz allen Einsatzes: die Ausländergesetze erweisen sich im Alltag der ausländischen Studierenden als eine sehr starke Benachteiligung gegenüber den deutschen KommilitonInnen. Und da die finanziellen Notlagen meinen Erfahrungen nach sich eher häufen als zurückgehen werden, werden bei harter Anwendung der Gesetze wohl eine Anzahl von Aufenthaltsbewilligungen nicht verlängert werden - mit der Folge des Studienabbruchs und der Ausweisung.

Wie wäre es da z.B. mit praktischer Entwicklungshilfe in Form der Einrichtung eines Notfonds? Schließlich sind die ausländischen Studierenden doch auch kulturelle und wirtschaftliche Multiplikatoren, wenn sie in ihr Heimatland zurückgehen. Dieser Gedanke ist doch eigentlich konservativ genug, um bei der Regierung Anklang zu finden, oder?

Günther Boege

DAS FÜNFTE RAD

Beratung für ausländische Studierende: gestern, heute - und morgen?

Das bisherige System der Beratung von ausländischen Studienbewerbern und Studenten ging verhältnismäßig unhinterfragt von einem bei den deutschen Studenten beobachteten Informationsbedarf aus. Studienorganisationen und -inhalte bedeuten in diesem Beratungszusammenhang die Konstanten, die Studenten die Variablen.

Erst verhältnismäßig spät reagierten die Hochschulen auf spezifische Probleme der ausländischen Studenten, etwa mit der Einrichtung der Akademischen Auslandsämter oder anderer spezieller Beratungseinrichtungen - innerhalb der Fachhochschulen existieren sie ja weiterhin nur sporadisch.

Aber auch deren Beratungsziele betrafen eine Adressatengruppe, bei der mit einer gewissen Berechtigung von Schwierigkeiten und Bedürfnissen ausgegangen wurde, wie sie grundsätzlich auch bei deutschen Studenten konstatiert wurden, nämlich den Studenten aus den westlichen Industrieländern, also aus "verwandten" Regionen mit einer der deutschen ähnlichen Kultur, Geschichte, politischen und wirtschaftlichen Entwicklung. Und sie gingen blauäugig von dem Bild eines Ausländerstudiums aus, dessen Sinn in alter Tradition eher auf die Ausbildung einer gewissen Weltläufigkeit und eines Allgemeinwissens ausgerichtet war, und auf das Kennenlernen von "Land und Leuten" - was auch immer im einzelnen darunter verstanden wurde - als auf die systematische Auseinandersetzung mit einer spezifischen Wissenschaft.

Wahrscheinlich waren die Beratungsziele auch gegenüber diesen Studenten bereits ungenügend definiert mit ihrer Betonung der Studienorganisation, statt mit einem Eingehen auf die Studienverhältnisse; die Erfahrung heute sagt, daß diese Studierenden erhebliche Integrationschwierigkeiten haben. Umso weniger konnte sie gegenüber den Studenten genügen, die mit gänzlich anderen Vorbildungen in die Bundesrepublik kamen, aus völlig anderen Kulturkreisen, mit anderem

Wissenschaftsverständnis, nämlich den Studenten aus den sogenannten Entwicklungsländern, die bereits in den 60er Jahren den weitaus größten Teil der ausländischen Studentenschaft ausmachten. Diese Studentengruppe ist das permanente Opfer eines Mißverständnisses, weil man einfach voraussetzte, sie sei prinzipiell in der Lage, sich an jede Art von Verhältnissen anzupassen, auch an die aktuellen Studienverhältnisse in der Bundesrepublik, und daß dies einzig in der Freiheit ihrer Entscheidung liege!

Dabei war schon unübersehbar, daß der wesentliche Unterschied zwischen den Studenten aus den Entwicklungsländern und den übrigen ausländischen Studenten darin liegt, daß ihr Studium hier nicht vorübergehend ist, sondern von Dauer.

Nach wie vor sind heute die Studierenden aus den sogenannten Entwicklungsländern, die als "Selbstzahler" einreisen, unter den ausländischen Studierenden in der Mehrheit, wenn auch die sogenannten Bildungsinländer immer stärker in die Hochschulen drängen: sie sind ja auch "Ausländer", und auch die "Programm-Studenten" und die Studierenden aus den EU-Ländern, die eine immer bedeutendere Rolle spielen, und zwar auch im Sinn einer Konkurrenz gegenüber den Selbstzahlern, weil ihnen zunehmend öffentliches Wohlwollen und - entsprechend - öffentliche Förderung zufällt.

Die Zahl der ausländischen Studierenden, soweit sie ihr Studium selbst finanzieren, war in den letzten drei Jahrzehnten relativ langsam, aber kontinuierlich gewachsen; vielleicht erklärt sich daraus - und möglicherweise aus der Annahme, das Phänomen sei vorübergehend - daß sich eine entsprechende Beratung erst spät entwickelte, und dies auch eher quantitativ-personell als qualitativ; das gilt zumindest für die Auslandsämter und Zentralen Studienberatungen, weniger für die nicht-öffentlichen Institutionen etwa den Studentengemeinden. Für den Betrachter von außen jedenfalls ist der Eindruck latent, daß das Problem des ausländischen Studenten aus den Entwicklungsländern in seiner Konsequenz für eine notwendige Modifizierung der Beratung nicht rechtzeitig erkannt, vielleicht von den Verantwortlichen - Hochschule und Politikern - verdrängt worden ist.

So gesehen ist es nicht verwunderlich, daß bis heute "Ausländerstudium" in der Bundesrepublik kaum anderes bedeutet, als daß eben Ausländer

hier studieren, und daß niemals praktisch - zumindest nicht offiziell - der Versuch unternommen wurde, zumindest eine Perspektive für ein Studium von Ausländern zu entwickeln, das inhaltlich und politisch spezifische Bedürfnisse und Interessen wenigstens mitberücksichtigt und bereit ist, sich auch auf andere kulturelle und wissenschaftliche Vorstellungen einzulassen. Das würde beispielsweise bedeuten, Studienangebote zu entwickeln, die die Probleme der Entwicklungsländer zum Lehr- und Forschungsgegenstand haben und spezifische Lösungsformen finden müssen, und zwar in einem möglichst ständigen wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Austausch mit den jeweiligen Ländern selbst. Eine solche Auseinandersetzung im hochschul- und bildungspolitischen Bereich könnte sehr fruchtbar sein, einmal natürlich für die ausländischen Studenten selbst und ihre eigenständige Auseinandersetzung mit dem Wissen und dem wissenschaftlichen Handeln der westlichen Hemisphäre, vor allem aber auch für diese Wissenschaft selbst, die ja allzu lange der Ideologie der Einzigartigkeit und des "Machbaren" unterworfen war.

Doch statt Inhalte für ein Ausländerstudium zu entwickeln, die auch für Anregungen von außen empfänglich sind und auch andere Interessen als die des eigenen Kulturkreises zu formulieren versuchen, bedeutet "Ausländerstudium" nach wie vor eher ein Raster ausländerrechtlicher Bestimmungen mit Regulativen zum Teil formalster Art, angefangen von der Einrichtung eines pädagogisch und propädeutisch fragwürdigen "Studienkollegs" bis hin zu einer eingeschränkten Arbeitserlaubnis, als ein bildungspolitisches Versprechen.

Institution Beratung

So gesehen ist es aber auch verständlich, daß es - zumindest an den wissenschaftlichen Hochschulen - zwar eine institutionalisierte **Beratung** für ausländische Studenten gibt, die jedoch weitgehend formal bleibt, weil sie auf einem bildungspolitischen Hintergrund stattfindet, der der realen Situation nicht gemäß ist. Soweit sie darüberhinaus inhaltlich wird, vielleicht auch individuelle Dispositionen und Bedürfnisse mitberücksichtigt, ist dies Sache des einzelnen Beraters, und steht und fällt mit seinem persönlichen Interesse und Engagement. Da "Berater" jedoch kein Berufsbild und sein Qualitätsprofil entsprechend diffus ist, ist die

Qualität der Beratung vielfach zufällig und sie bleibt im großen und ganzen unkontrolliert. So ist es zum Beispiel rein zufällig, ob ein Berater sich der Tatsache bewußt ist, daß ausländische Studenten überwiegend ihre Studienzeit in der Bundesrepublik verbringen, daß sie also eine relevante Phase ihrer Lebenszeit in einer fremden Umgebung verbringen, häufig völlig abgeschnitten von ihrer vertrauten sozialen Umwelt, und daß dieser Umstand möglicherweise für ihr Lernen, ihre Bewußtseinsbildung, ihr Erkenntnisinteresse, ihr allgemeines Wohlbefinden, dann eine negative Bedeutung gewinnen kann, wenn es ihnen nicht gelingt, adäquate soziale Beziehungen aufzubauen. Es ist eine Frage der individuellen Erfahrung, der persönlichen Einstellung zum Ausländerstudium und zum einzelnen Studenten, nicht eine Frage der systematischen beruflichen Vorbereitung des Beraters auf sein Aufgabengebiet.

Man kann davon ausgehen, daß dies Handicap jedem Berater früher oder später bewußt wird. Der Beitrag von Petra WITT in diesem Heft, Überlegungen zur aktuellen Studienberatung für ausländische Studierende, ist nur ein Beispiel in einer langen Reihe ähnlicher Einschätzungen und ähnlich lautender Einschätzungen in den letzten Jahrzehnten zu diesem Komplex und von "Betroffenen" - P. Witt ist selbst Studienberaterin an einer Fachhochschule - und sind Ausdruck eines allgemeinen Unbehagens mit der eigenen Arbeitsorganisation und -perspektive. Mit wenigen Ausnahmen sind es Vorstöße einzelner - und vielleicht auch deshalb im wesentlichen Makulatur geblieben. Es gibt aber auch Beispiele eines Zusammenschlusses von Studienberatern über den Hochschulort hinaus, mit regelmäßigen Jahreszusammenkünften und gegenseitigen Konsultationen. Es sind dies zwar wichtige Ansätze einer Selbstreflexion der eigenen Position und Arbeit, und damit Voraussetzung für eine Veränderung der Beratungsrichtung einzelner, aber es bedeutete nie eine grundsätzliche andere Orientierung im Ausländerstudium.

Die Formulierung eines "anderen" Ausländerstudiums scheint ohnehin ausschließlich Sache der ausländischen Studierenden zu sein, jedenfalls wird es dort immer mal wieder diskutiert. So wurde z.B. auch im Zusammenhang des WUS-Projektes "Informieren statt Kapitulieren", einer Aufarbeitung der Rassismen innerhalb der Hochschulen, ein neues Ausländerstudium unter dem Verdikt "gleiches Recht für alle" diskutiert, was meint: Studium unter der Last eines Ausländerrechtes sei inakzeptabel.

bel (siehe auch den Beitrag in AUSZEIT 30/1994: Erk Yontar, "Gäste haben keine Rechte!", S. 12).

Die Tatsache, daß sich deutsche und ausländische Studierende eher an befreundete Kommilitonen als an die offizielle Studentenberatung wenden, ist allgemein bekannt, hat aber bislang keine organisatorischen oder inhaltlichen Konsequenzen gehabt, es sei denn gewissermaßen "informelle"; beispielsweise ziehen sich immer mehr Auslandsämter aus ihrer konkreten Beratung zurück und konzentrieren sich - schon wegen ihrer angespannten Personallage - zunehmend auf organisatorische Bereiche, wie Zulassung, Leistungsbewertung usw. Es gibt keine verlässliche Erhebungen über eine entsprechende Beratungs- Nachfrage, und den Beratern fehlt von ihrem Arbeitsplatz her der Überblick.

Die Frage, ob eine bestimmte Beratung "angenommen" wird oder nicht, und das bedeutet bei der Personalknappheit in diesem Bereich häufig konkret die Person des Beraters, ist also weiterhin unbeantwortet. Das bedeutet aber nicht, daß es keine plausible Erklärungen dafür gibt, warum eine bestimmte Beratungsinstitution von ausländischen Studenten stark frequentiert wird und eine andere nicht. Wenn in diesem Zusammenhang bei Beratern nachgefragt wird und bei dem Problem "Hauptschwierigkeiten der ausländischen Studierenden" nach wie vor relativ häufig die Antwort kommt, es gäbe keine Hauptschwierigkeiten, dann spricht das nicht gerade von einer Qualität der Beratung. Meist stammen diese Antworten übrigens aus dem Fachhochschulbereich, in dem es ja überwiegend nur nebenamtliche Berater gibt - die Berater schliessen einfach von der fehlenden Nachfrage auf "keine Probleme".

Da die Probleme der ausländischen Studenten gerade an den Fachhochschulen groß sind: sie haben oft praktische technische Erfahrungen nachzuholen (Praktika), für die zu wenig Möglichkeiten geboten werden, sie haben Schwierigkeiten mit ihrem vollgepackten Stundenplan, der ihnen wenig Freizeit (Jobben, Deutschkurs, Stoffvertiefungen usw.) ermöglicht, aber auch generell Probleme mit einer Berufsperspektive im Heimatland, in dem häufig der Fachhochschul-Abschluß nicht anerkannt ist, ist die Lakonik dieser Antwort von vornherein unglaubhaft. Vielmehr kann vermutet werden, daß die entsprechende Beratung in den Augen der ausländischen Studierenden nicht ausreichend ist, und daß sie deshalb wegbleiben. Das muß nicht immer mit der Person des Beraters zu tun haben, es hat sicherlich viel mit der Institution selbst zu tun, aber

letzten Endes spielt die Person des Beraters bei der Beurteilung der Beratung durch den Studenten wahrscheinlich eine entscheidende Rolle. Das birgt die Gefahr des Scheiterns einer Beratung a priori: Wird die Person des Beraters oder der Beraterin nicht "angenommen" kann es sein, daß die komplette Beratungsebene einer Hochschule leerläuft.

Orientierungsseminare als Lehrveranstaltung und Beratungseinrichtung

Verhältnismäßig früh wurden deswegen unter den Beratern an Hochschulen immer wieder Orientierungsveranstaltungen speziell für ausländische Studierende vorgeschlagen, konzeptioniert und teilweise auch angeboten, die Beratung eingebunden in die konkrete Hochschul-Arbeit, zum Beispiel als dem 1. Semester vorgeschaltete Studienwoche oder als semesterbegleitende Veranstaltung. Sie sind am besten imstande, die personenzentrierte Beratung "über die Theke" zu relativieren und die Studierenden gewissermaßen kollektiv in einem angemessenen sozialen, intellektuellen - und vor allem praktischen - Rahmen auf den Studienalltag vorzubereiten.

Häufig werden derartige Orientierungsveranstaltungen auch schon als Tutorien angelegt. Eine systematische Einschätzung des Erfolgs derartiger Initiativen fehlt bis heute, aber es kann angenommen werden, daß sie auf mehr Resonanz stößt und die alltäglichen Studienschwierigkeiten besser bewältigt als die Beratung unter vier Augen. WUS hat sich um die Propagierung dieser Einrichtungen als effiziente Hilfe zu einem selbständigen Studium stets bemüht und immer wieder in Veröffentlichungen darauf hingewiesen, zuletzt und im Zusammenhang mit dem Erlernen der deutschen Sprache in AUSZEIT 27.

Ein gutes Beispiel für eine Orientierungsveranstaltung als Beratung lief an der Fachhochschule in D., und zwar bis zum WS 1994/95 über 10 Jahre lang (der Verfasser war an ihrer Organisation und Durchführung jahrelang selbst beteiligt). Sie ist übrigens im Zuge der Einsparmaßnahmen, die sich auch auf Lehraufträge bezog, zum SS 1995 eingestellt worden. Ihre Einstellung, die übrigens ohne nennenswerten Protest der betroffenen ausländischen Studierenden realisiert wurde, bezeichnet übrigens ganz anschaulich den Grad der Wichtigkeit, der sei-

tens der Hochschule dem Klientel, der Problematik der ausländischen Studierenden und dem "Ausländerstudium" insgesamt zugemessen wird.

Veranstaltet wurde dieses Seminar vom Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften und dem Fachbereich Elektrotechnik; hier funktionierte also zumindest formal noch länger die fächerübergreifende Koordination, seine Gründung geht zurück auf eine Konfrontation ausländischer mit deutschen Studierenden Anfang der 80er Jahre. Vom Titel her wurde dieses semesterbegleitende Seminar zwar exklusiv für ausländische Studierende angeboten, es wurde aber stets informell Sorge getragen, daß deutsche Studierende als Teilnehmer eingeladen wurden, die dann auch in der Regel ein Drittel bis zur Hälfte der Teilnehmerzahl ausmachten. In der Veranstaltung ging es im wesentlichen um die Aufarbeitung von Problemen, wie sie sich dem Studenten, besonders dem ausländischen Studenten, im Hochschulalltag stellen, und um entsprechende Lösungen.

Die Fachhochschule in D. hat etwa 6.500 Studenten, davon etwa 600 ausländische Studenten, die sich vorwiegend auf die Fachbereiche Elektrotechnik, Architektur, Informatik und Maschinenbau verteilen. Seit der erwähnten spektakulären Auseinandersetzung zwischen deutschen und ausländischen Studenten vor einigen Jahren existiert an der Hochschule ein sogenannter Ausländerausschuß, der von den Studenten gewählt wird. Er spielt jedoch im Hochschulalltag der ausländischen Studenten nur eine geringe Rolle und wird zum Beispiel bei Auseinandersetzungen zwischen Dozenten und Studenten nicht herangezogen. Während der "Gründerjahre" war das anders; analog zum sonstigen politischen Leben der Hochschule beanspruchte er damals auch ein politisches Mandat und bekam es seitens der Studenten auch zugestanden. Soweit bekannt, gab es außer der Situation, die zu seiner Gründung führte, nie mehr vergleichbare Auseinandersetzungen zwischen Deutschen und Ausländern.

Das Verhältnis zwischen der deutschen zu den ausländischen Studierenden war bei Veranstaltungs-Beginn stets indifferent bis uninteressiert; und dies in Anbetracht der Tatsache, daß die deutschen Studierenden überwiegend aus Interesse an Kultur, soziale und politische Situation der "Entwicklungsländer" diese Veranstaltung besuchen, die allerdings als "Kommunikationsseminar für **ausländische** Studierende" ausgeschrieben wurde. Natürlich gibt es auch solche, die aus zeitlichen

oder studienorganisatorischen Gründen an den (obligatorischen) Veranstaltungen teilnehmen. Die "Ethnien" bleiben im allgemeinen bis weit ins Semester hinein in diesem engen, fast intimen Rahmens eines Anfängerseminars unter sich und geben häufig diesen engen Zusammenhang erst gegen Semesterende auf. Dann artikulieren sie sich auch einmal, ohne daß der einzelne sich der Zustimmung seiner Gruppe vergewissert, und sie argumentieren auch nicht mehr so konform, daß heißt, sie akzeptieren in der Regel nach einer langen Anlaufzeit auch andere als Interaktionspartner und zeigen sich an den Äußerungen interessiert. Das kann als Zeichen dafür genommen werden, daß Einanderkennenlernen - und sei es zunächst auch noch so formal - zu gegenseitigem Interesse führen kann, eigentlich ein Gemeinplatz. Es muß allerdings dazu gesagt werden, daß die ausländischen Studenten es auch meist verstehen, durch ein ziemlich offenes Selbstverständnis andere an ihrem Denken und Handeln teilnehmen zu lassen. Dies teilen sie zum Beispiel oft über ihre Biographien mit, aus denen sehr spannend implizit ihre Schwierigkeiten mit dem Leben in der Bundesrepublik herauskristallisiert werden kann, etwa in den Darstellungen ihrer Familienverbände und des Familienlebens.

Genau so gern, wie sie an ihrem Leben teilnehmen lassen und daraus anscheinend auch spontan Selbstreflexionen und -erkenntnisse entwickeln, nehmen sie an dem Leben anderer teil. Beeindruckend ist dabei vor allem die Achtung und der Respekt, den sie vor den anderen haben, unabhängig davon, aus welcher kulturellen, religiösen, politischen Richtungen dieser andere kommt, und daß nie der Eindruck von Unverbindlichkeit, gar Opportunismus entsteht. Von daher ist es beispielsweise erklärlich, daß iranische und irakische, türkische und griechische Studenten nebeneinander sitzen und offensichtlich auch Freunde sein können. Dieser rücksichtsvolle Umgang mit den anderen ist auffallend und beeinflusste sehr positiv die Verkehrsformen innerhalb des Seminars.

Rücksicht bedeutet im Zusammenhang der anstehenden Problematik, also etwa der Frage nach den Studienhindernissen bei ausländischen Studenten, zunächst natürlich auch, daß eine kritische Beurteilung der Situation, vielleicht sogar von Personen, verhältnismäßig spät formuliert wird, erst dann, wenn sich ein gewisses Vertrauen gegenüber den anderen Teilnehmern herstellen konnte.

So entstanden anfangs im Hinblick auf die Hauptschwierigkeiten der ausländischen Studenten ähnliche Erklärungsmuster, wie sie bereits aus der Literatur oder auch von den Beratern her bekannt sind: finanzielle Schwierigkeiten, Schwierigkeiten mit der Studienorganisation, mangelnder Kontakt mit Dozenten, problematische Perspektiven, Probleme bei der Wohnungssuche usw. Erst nach langem Kennenlernen wird die eigene Einsamkeit thematisiert - und oft tiefe Enttäuschung gegenüber dem Leben hier:

... fröhlich bin ich in die BRD gekommen, aber mit einem verzerrten Bild von Wirklichkeit. Davor glaubte ich, daß Armut bzw. Hungersnot als Hauptgründe für Kriminalität und Brutalität verantwortlich sind. Wenn man diese Ursache beseitigen kann, könnte man gleichzeitig andere soziale Probleme abschaffen. Es ist selbstverständlich ein zu naiver Gedanke, der dem Glauben entspricht, daß die Asiaten nur Reis oder die Europäer nur Brot essen.

Von Zeit zu Zeit habe ich eine harte Wahrheit erkannt, daß hier in der BRD hinter dem Reichtum und der aussehend friedlichen Gesellschaft (kein Kampfschwören-Parolen und keine Feindenhaß-Propaganda) durch eine "zivilisiert" Brutalität von einigen Leuten, nämlich Aggressivität und Fremdenhaß existiert. Die meisten Leute vom Ausländeramt, Arbeitsamt und Sozialamt haben mir schlechte Eindrücke gelassen. Sie sprechen oft die Nichtrichtigkeit, falsches Prinzip aus. Es ist sogar einige falsche Beschuldigungen vorgekommen. Einfach gesagt: Einige Leute geben sich selbst das Recht, den anderen Unrecht zu tun.

Eine einzige Lösung ist für mich, irgendwie fortzulernen, um meine Kenntnis über die deutsche Gesellschaft zu verbessern als notwendige Abwehrkraft gegen meine - manchmal unbegründete - Gegner, gleichgültig ob sie Deutsche, Ausländer, Landsleute oder sogar Freunde von mir sind. Ich möchte im Rahmen des Gesetzes leben (um) zu bleiben. Ich studiere Informatik, weil es mir kein Grundpraktikum (ab)fordert.

Diese Ausführungen eines sehr zurückhaltenden und üblicherweise sehr vorsichtig argumentierenden Studenten aus Hanoi, Ende zwanzig und mit reicher Lebenserfahrung, zur Frage nach seiner persönlichen Einschätzung seiner Situation in der Bundesrepublik ist bezeichnend für die Einstellung vieler Studenten aus der Dritten Welt. Sie kommen mit relativ hohen Erwartungen in die Bundesrepublik und erkennen dann, daß

sie ihr eigenes Leben führen müssen, ohne Zugang zu den Menschen, nur zu den "Leuten", die ihnen bürokratisch überall Riegel vorschieben. Derartige meist sehr konkret gemachte Erfahrungen sind kaum zu revidieren, die in ihnen enthaltene Demütigung läßt meist nicht mehr den Blick auf die "normalen" Menschen zu, und zu einer Revision gehörte ja auch die Beziehung zu ihnen, die sinnlich erlebt werden kann. Aber gerade dies wird ihnen verwehrt.

Es ist bezeichnend, daß ein Fragebogen, der bereits im Wintersemester 85/86 den ausländischen Studenten der Einführungsveranstaltungen vorgelegt wurde und 9 Jahre später wiederholt wurde, damals wie jetzt dort nicht oder nicht präzise genug beantwortet wurde, wo beispielsweise nach dem persönlichen Urteil über die eigene Beherrschung der deutschen Sprache, nach den Methoden des erhaltenen Sprachunterrichts, nach ihren Erwartungen gegenüber dem Seminar, ihren Erwartungen aber auch gegenüber dem Studium in Deutschland und seine Modifikationsmöglichkeit für die Arbeit im Heimatland gefragt wurde:

Die Beurteilung der eigenen Sprachkompetenz wurde ebenso vermieden, wie ein Urteil über die Methoden des Fremdsprachenlernens oder den Verlauf des Studiums (bei den meisten die erste Hälfte des ersten Semesters. Die Studenten haben übrigens vielfach bereits einige Semester an der TH am gleichen Ort hinter sich und sind dann auf die FH übergewechselt); Änderungsvorschläge wurden ebenfalls keine gemacht. Dabei war die Veranstaltung bis zu diesem Zeitpunkt durchaus angeregt und intensiv verlaufen und es hatte sich eine freundschaftliche und vertrauliche Atmosphäre entwickelt. Es stellte sich im anschließenden Sommersemester, in dem die meisten Studenten der Einführungsveranstaltung (die sich über das gesamte Wintersemester zog) das sogenannte Kommunikationssemester besuchten, heraus, daß die anderen Fragen aus Unsicherheit und Diskretion - zum Beispiel, um den Veranstaltungsleiter nicht zu verletzen - nicht oder nicht kritisch beantwortet wurden. Was das Deutschlernen angeht, so waren sie alle der Meinung, in einem besonders schlechten Kurs gelernt zu haben: die deutschen Sprachkenntnisse, die sie besäßen, hätten sie sich im großen und ganzen selbst angeeignet, zum Teil allein mit Hilfe der einschlägigen (didaktisch übrigens meist völlig unzulänglichen) Lehrwerke, im Fernkurs, an der Volkshochschule oder auch vor dem Fernseher, zum

Teil mit ihren Freunden aus ihren Nationalitätengruppen, oder quasi unter sich, mit allen Nachteilen eines derart isolierten Lernens.

Bis auf wenige Ausnahmen konnten sie sich alle auf Deutsch gut verständigen, verstanden, soweit dies feststellbar war, fast alles, auch Dialektfärbungen, aber eben nur "fast", ihre Antworten ließen darauf schließen, daß sie semantische Details häufig überhörten und damit das Ganze leicht mißverstanden (zumal ihnen ja soziale und politische Deutungsinstrumentarien weitgehend fehlen). Deutschsprechen fiel ihnen wesentlich schwerer; trotzdem gelang es ihnen eigentlich immer, ihre Einsichten, Ansichten, Bedürfnisse differenziert zu schildern, wenn auch oft über umständliche sprachliche Analogien.

Fast alle aber schätzten ihre Deutschkenntnisse als ziemlich gut ein, kein einziger beispielsweise besuchte die vom Ausländerausschuß/AStA eingerichteten Deutschkurse. Offensichtlich war es die Tatsache, daß sie keine unmittelbar merklichen Verständigungsschwierigkeiten hatten, die sie zur Einschätzung kommen ließen, ihre Sprachkompetenz würde für den Vorlesungsbetrieb in der Fachhochschule ausreichen, denn da würde "eigentlich nur mit Formeln gearbeitet". Nach diesen Erfahrungen besteht zumindest für die Anfangssemester großer Zweifel, daß sie den sprachlichen Anforderungen vor allem der Vorlesungen genügend gewachsen sind. In den beiden Anfangssemestern wird jedoch der Grundstein für das Allgemeinverständnis des gesamten Studiums gelegt, das bedeutet, daß die ausländischen Studenten eine Reihe von sprachlichen Defiziten durch das Studium schleppen und selten Gelegenheit haben, diese in "natürlichen" Zusammenhängen, also in den für die einzelnen Studiengängen vorgesehenen Phasen auszuarbeiten.

Dies bedingt auch ihre ständig konstatierte Isolierung von den deutschen Kommilitonen. Es stellte sich heraus, daß entgegen ihren eingangs dargestellten primären Schwierigkeiten die soziale Isolierung bei ihren Problemen in der Bundesrepublik bei weitem den Vorrang hat, und daß sie sich darüber völlig im klaren waren, daß sie durch ihren Zusammenschluß in Nationalitätengruppen ihre Gettoisierung nicht aufheben könnten, zumal auch indonesische und afrikanische Studenten unter ihnen waren, für die die Möglichkeiten eines Zusammenschlusses mangels ausreichender Kopfzahl kaum bestand.

Spezifische Beratung versus Betreuung

Ob "Beratung" oder "Betreuung" - diese Kontroverse ist so alt wie das Ausländerstudium (s. die Diskussion anlässlich der 14. WUS-Hauptversammlung abgedruckt in diesem Heft, S. 12). Es scheint aber, als solle die Hartnäckigkeit, mit der die Begriffsbestimmung stets betrieben wurde, die Unfruchtbarkeit der Debatte verschleiern, aus der kaum jemals pragmatische Konsequenzen gezogen wurden - und sei es nur der materiell-formale eines Notfonds. In den letzten 30 Jahren wurde hingegen kaum etwas so wichtiges wie die faktische Ungleichheit der Ausländer gegenüber den deutschen Studierenden (Ausländergesetz!) thematisiert, die eigentlich das Ideal eines Freien Studiums aufhebt, vor allem aber auch nicht die soziale und kulturelle Isolierung, der die ausländischen Studierenden an ihrem Arbeitsplatz Hochschule ausgesetzt sind, und die quasi automatisch "Beratung" als soziale Betreuung fordert (siehe auch den Beitrag auf S. 36 dieses Heftes).

Fast jeder Berater, ob im Auslandsamt, beim Studentenwerk, in den Studentengemeinden, in den Fachschaften oder ASten springt irgendwann einmal über seine eigene Beratungstheke und macht praktische Sozialarbeit - oder ist wenigstens versucht, sie zu fordern. Aber da sie gesellschaftlich nicht legitimiert, vielfach noch nicht einmal angedacht ist, bleiben diese Vorstöße meist individuell - privat. Allerdings sind die ausländischen Studierenden selbst geneigt, ihre Separierung innerhalb der deutschen Umwelt als eine Art Schönheitsfehler zu bedauern, mit dem man sich arrangieren muß. Sie üben also auch nicht den öffentlichen Druck aus, der die Verhältnisse ändern könnte. Die prinzipielle Überlegung über den Sinn eines Studiums, das gewissermaßen im luftleeren sozialen Raum stattfindet, wird bei ihnen im allgemeinen erst nach längerer und gezielter Diskussion angestellt; insofern gibt es keine nennenswerten Unterschiede zu der Einschätzung ihrer Berater, ganz offensichtlich ist ihnen beispielsweise ihre soziale Isolierung als lerntheoretisches Problem wenig konkret; im übrigen rechnet kaum ein Student, kaum eine Studentin - außer etwa den anerkannten Asylbewerbern - mit einer langen Studiendauer, in der Entfremdung stets eine unmittelbare Gefahr bedeutet. Ihr anfängliches Bemühen um Bekanntschaft oder Freundschaft deutscher Kommilitonen entspringt denn auch eher dem Wunsch, schnell vertraut zu werden mit der neuen

Umwelt, Ratschläge zu erhalten, gut Deutsch zu lernen und sich mitteilen zu können.

Der Rückgriff auf die Nationalitätengruppe nach den ersten Zurückweisungen wird deshalb in der Regel auch nicht als Flucht begriffen, sondern als legitimer Ersatz für eine andere nicht zustandegekommene soziale Kommunikation. Die Nachteile der Nationalitätengruppe werden im allgemeinen erst später begriffen, also ihre Gettosituation, ihre nur scheinbare Autarkie, die oftmals sehr eingeschränkte Kommunikation, die oft unausgetragenen Konflikte usw. Diese soziale Separierung und das anschließende Eintauchen in die Landsmannschaften oder ins Private sind übrigens kaum abhängig von der Zahl der ausländischen Studierenden an einer Hochschule im Verhältnis zu den deutschen. An Hochschulen mit einem sehr hohen Ausländeranteil, etwa die TU Berlin, sind sie kaum anerkannter als an Hochschulen mit geringerer Quote und bestimmen genau so wenig kulturell und intellektuell die Öffentlichkeit wie dort. Sie sind ja meist auch keine homogene Gruppe, sondern sind - vor allem politisch - häufig sehr zerrissen, und sind allein schon deswegen nicht sehr durchsetzungsfähig.

Das Problem der äußerst mangelhaften sozialen und politischen Einbindung des ausländischen Studierenden an deutschen Hochschulen und seine entsprechend marginale akademische Existenz wird also in großem Umfang ignoriert. Eine Beratung, die mehr als fachspezifisch ist und allenfalls soziale Härten abpuffert, die den einzelnen Ratsuchenden möglicherweise auch als soziales Wesen begreift und ihn in seiner politischen und kulturellen Identität bestätigen will, ist nicht in Sicht. Dabei liegt die Gefährdung eines sinnvollen Studiums durch soziale Ausgrenzung auf der Hand - und damit die Notwendigkeit sozialer Betreuung als praktischer Beratung.

Am Beispiel des chaotischen Spracherwerbs, dem sich ausländische Studienbewerber aussetzen müssen, wird die Gefährlichkeit dieser Ignoranz deutlich. Mangelnde Sprachbeherrschung erschweren sozialen Kontakt - das ist allgemeine Erkenntnis. Noch mehr für den ausländischen Studierenden, der sich über die deutsche Sprache ja nicht nur Wissen aneignen will, sondern über ihre Begriffe und Grammatiken auch den Geist der Studieninhalte zu freier Vergütung wahrzunehmen lernt. Bei "der Aneignung der Sprache entstehen beim Menschen natürliche reflektorische Verbindungen zwischen dem Ding und seiner

Beziehung". Das, was Rubinstein hier für den allgemeinen Aneignungsprozeß der Sprache annimmt, trifft vermutlich auch für den Zweitspracherwerb zu, dem sich ausländische Studierende unterwerfen - wenn auch berücksichtigt werden muß, daß dieser Aneignungsprozeß nicht mehr unbewußt erfolgt, wie normalerweise beim Erwerb der Muttersprache. Doch die Wechselbeziehungen zwischen Sache und Bezeichnung ist auch hier Kriterium eben des Verstehens, und es ist dabei eine Frage der gesellschaftlichen Beziehung des einzelnen, inwieweit die Wahrnehmung von "Sache" realistisch ist oder nur dem Schein von Realität entspricht und inwieweit ihre "Bezeichnung" der Wirklichkeit entspricht beziehungsweise entsprechen kann. Ausgehend von der realen sozialen Situation des ausländischen Studenten, in der die Wechselwirkung von Sache und Beziehung ja nicht auf normaler gesellschaftlicher Ebene entsteht, kann angenommen werden, daß er häufiger als andere, zum Beispiel die deutschen KommilitonInnen, den Schein der Wirklichkeit für die Wirklichkeit selbst hält.

Vor allem hier hätte eine kompetente Sozial-Beratung oder eine teilnehmende Betreuung ihre wichtige Funktion!

Sie wären keine Konkurrenz zu den sogenannten "Landsmannschaften": diese sind nach Lage der Dinge für viele ausländische Studenten tatsächlich so etwas wie eine letzte menschliche Zuflucht, und es soll auch nicht das Gefühl der ausländischen Studenten auf unzulässige Weise relativiert werden, das ihnen einen underdog-Status in dieser Gesellschaft zuweist, sondern beispielhaft auf die Latenz einer labilen Bewußtseinslage, die in der sozialen Isolierung ihren Ursprung haben muß, die grundsätzlich nicht zuläßt zu differenzieren, z.B. hinter der Kälte Introvertiertheit sieht, hinter Distanz auch Formen der Zuwendung, hinter Egozentrik auch Freundschaftlichkeit usw.: der Blick ist verstellt.

Er ist noch in anderer Weise verstellt. Die ausländischen Studierenden, soweit sie ihre Berufsperspektive im Heimatland sehen, gehen aus Gründen ihrer Isolierung häufig von wenig realistischen Einschätzungen aus:

Warum ich Informatik studiere?

1. Aus persönlichen Gründen

Ich war schon in der Mittelstufe für naturwissenschaftliche Fächer sehr interessiert. Mein Interesse in diesem Gebiet wuchs mehr und mehr. Meine sprachlichen Schwierigkeiten spielten eine große Rolle in den Sozial- und Sprachfächern (wie Deutsch und Geschichte), sodaß ich mich etwas zurückzog, kurz gesagt, sie waren für mich Zwangsfächer. Ich mußte diese Fächer haben, ich mußte sie bestehen, Spaß habe ich nicht viel gehabt. Um in einem Fachgebiet das Beste leisten zu können, muß man Spaß, Interesse und die Begabung haben. Dieses Gefühl habe ich nur in naturwissenschaftlichen Fächern gehabt, gefunden.

So habe ich mich entschlossen, wenig mit Deutsche-Sprache zu beschäftigen in der Zukunft, in meinem Beruf etwas reizendes zu haben, zu leisten. Trotz aller Schwierigkeiten war Informatik das Beste von allen!

2. Aus wirtschaftlichen Gründen:

Da die Zukunft mehr auf Computerbasis wuchs, ist die Informatik-Fachrichtung für mich die sinnvollste. Es fordert mehr Anwendungsmöglichkeiten im späteren Berufsleben. Insbesondere wenn ich zu meinem Heimatland "in die Türkei" zurückkehre (ich habe es ja vor!), bin ich sehr gefragt. Ich kann mit meinem Diplom, mit meiner Kenntniss, privaten Unterricht geben, sowohl in Richtung Programmierung als auch in den sprachlichen Bereichen. In den Betrieben brauchen sie viele neue Fachkräfte mit Erfahrungen, vor allem die Ingenieure vom Ausland (sind) sehr gefragt und bieten große Aufstiegsmöglichkeiten. Ich werde vielleicht hier in Deutschland in 3-4 Jahren, nach meinem Studium, arbeitslos aber drüben nicht, wenigstens meine Kenntnisse, mein Wissen ist immer anwendungsreicher und nutzvoller wie hier.

Bis dahin wird die Technologie sich so verbessern, so daß ich meine Erfahrungen gleich einsetzen, anwenden kann.

M. hat ihr Abitur in der Bundesrepublik gemacht; sie gehört zu der Gruppe der "Bildungsinländer", ist also Kind von Arbeitsimmigranten. Sie kam mit 14 in die Bundesrepublik, nachdem sie ihre Kindheit teils bei den Großeltern, teils in türkischen Internaten verlebt hatte. Sie meint, daß ihr Verhältnis zu den Eltern unproblematisch sei - unter den Gastarbeiterkindern, die erst verhältnismäßig spät ihren Eltern ins Ausland

nachgefolgt sind, eigentlich eine Seltenheit -, und auch ihre Schulzeit in einem deutschen Gymnasium schildert sie konfliktlos. M. war die einzige Ausländerin in der Klasse, und da auch die Eltern wenig Anschluß unter den Landsleuten hatten, hat M. nur deutsche Freunde. Das änderte sich aber abrupt bei ihrem Wechsel erst auf die TH, dann auf die Fachhochschule. Sie bemühte sich anscheinend intensiv um Anschluß an Landsleute und arbeitete in verschiedenen Nationalitätengruppen mit. Ihre Schulzeit liegt drei Jahre hinter ihr: mittlerweile hat sie nur noch türkische Freunde und Freundinnen, die deutschen habe sie aus den Augen verloren. M. meint, sie habe sich während der Schulzeit als Deutsche gefühlt, anfangs habe sie sich auch ein bißchen geschämt, Türkin zu sein, aber da die Tatsache, daß sie Ausländerin war, weder ihre Mitschüler noch ihre Lehrer beeindruckt habe, habe sie sich schnell integriert. Erst bei ihren Begegnungen mit Landsleuten später auf der Hochschule habe sie gemerkt, daß an ihrem Deutschsein etwas nicht stimme, sie habe sich nicht "erkennen können", wie sie sich ausdrückte. Es habe dann auch so etwas wie ein Solidarisierungsprozeß gegenüber ihren Landsleuten eingesetzt, besonders gegenüber denen, die aus vorwiegend politischen Gründen hier sind, umso mehr als sie feststellen mußte, daß ihre Landsleute unter der Situation einer geschlossenen Gesellschaft, dem "ungeduldrigen" Desinteresse der deutschen Kommilitonen und Dozenten leiden. In dieser Phase entwickelte sich in ihr der Wunsch, in die Türkei zurückzukehren, sobald sie ihr Studium abgeschlossen habe.

Diese Erfahrungen, daß sich nach einer scheinbar problemlosen Integration in deutsche Verhältnisse plötzlich eine unstillbare Sehnsucht zur Heimat entwickelt, können bei vielen sogenannten Bildungsinländern gemacht werden, unter Umständen noch überraschender als bei M., wenn sie im noch nicht schulpflichtigen Alter in die Bundesrepublik gekommen sind, vielleicht hier sogar geboren sind.

Auf diese besondere Problematik der Gastarbeiterkinder - vermutlich beschränkt sie sich nicht auf die Studenten unter ihnen - soll in diesem Zusammenhang nicht nur deswegen hingewiesen werden, weil sie unter den ausländischen Studenten an Fachhochschulen in der Regel den größten Anteil bilden, also auch wichtige potentielle Klientel für die Berater sind (sie sind es im Augenblick tatsächlich keineswegs - auch M. hatte sich bei Studienbeginn nicht "zünftig" beraten lassen!), sondern

weil sich in ihren Identitätskonflikten sehr konturiert das Dilemma vor-enthaltener sozialer Akzeptanz zeigt und die unmittelbaren Einflüsse auf den jeweiligen Lebenslauf. Es zeigt sich aber auch in M.'s Diktion - und dies ist vermutlich symptomatisch, daß das Verhältnis zu den angebotenen Studieninhalten noch relativ unkritisch ist, jedenfalls zunächst. Das ist auch verständlich, weil ein hoher Prozentsatz der ausländischen Studenten aus sozialen Schichten stammt, die üblicherweise nicht studieren, die also zunächst ein eher affirmatives Verhältnis zum wissenschaftlichen Procedere und seinen Inhalten haben, vor allem aber auch, weil für weitaus die meisten ausländischen Studenten der Kampf um den Studienplatz im Ausland und die Auseinandersetzungen in einem ungewohnten Hochschulalltag zunächst einmal so viele Kapazitäten bindet, daß eine kritische und selbständige Beurteilung der Lerninhalte meist erst eine Frage fortgeschrittenen Studiums ist.

In den erwähnten Kommunikationsseminaren für fortgeschrittene Studierende wurde versucht, den realen Hintergrund der ausländischen Studierenden während ihres Studiums im Verhältnis zu den Studieninhalten zu diskutieren, etwa im Zusammenhang mit Bildungs- und Technologietransfer (siehe auch den Beitrag von Nazir Peroz, TU Berlin, in diesem Heft). Überlegung dabei war unter anderem, inhaltliche Bestandteile der Reintegrations-Übungen, die, wenn überhaupt, für ausländische Studenten gegen Ende des Studiums angeboten werden oder sogar erst danach, vorzuziehen, um sie während des gesamten Studiums präsent zu halten, zum Beispiel die Widersprüche zwischen ihrer persönlichen kulturellen Sozialisation und den allgemeinen Bildungsvorstellungen eines Ingenieurstudiums an einer deutschen Fachhochschule, zwischen den Studieninhalten und den Bedingungen und Möglichkeiten des Heimatlandes, zwischen individuellem Interesse und politischem Anspruch usw.

Es konnte im allgemeinen die Erfahrung gemacht werden, daß sowohl die an diesen Seminaren auch teilnehmenden deutschen Studenten wie auch die Ausländer dem Problem einer Überqualifizierung oder auch einer unangemessenen Qualifizierung offen gegenüberstanden und pragmatisch mit ihnen umgingen. So wurde beispielsweise öfter die widersprüchliche persönliche Situation etwa unter den Ingenieur-Studenten diskutiert (in der Bundesrepublik auf hohem technischen Niveau ausgebildet, aber im Heimatland unter äußeren Bedingungen arbeiten zu

müssen, unter denen das Erlernete noch nicht einmal in sehr verallgemeinerter Form anwendbar ist, sondern ganz andere Verfahren und Techniken erfordert), und zwar in der Weise, als sie Berufs- und Lebensperspektive strikt trennen. Die Berufsperspektive zuhause sehen sie als Angestellte der ausländischen "Töchter" der großen westlichen Konzerne, ihre Lebensperspektive gewissermaßen als altruistischen Dienst an ihrem Land - alternativer Technik und in der Freizeit. Dies wird nicht ohne Selbstironie formuliert, aber wohl doch als Stück konkreter Utopie, an dessen Verwirklichung man selbst gern glaubt.

In der quasi selbstorganisierten Situation einer solchen Orientierungsveranstaltung sind die Studenten begrifflicher Weise besonders aufgeschlossen gegenüber einer Wissenschaftsbetrachtung und -kritik, die einerseits den Druck der Ausschließlichkeit westlicher Technologie und Philosophie relativiert: nichttauglich unter den Bedingungen der Entwicklungsländer, andererseits mit ihren eigenen Lebenserfahrungen und -normen als Empirie arbeitet und sie als wissenschaftliche Kategorie akzeptiert.

Orientierungsseminare als Beratung

Ziel derartiger Veranstaltungen mit Orientierungscharakter müßte es also nicht nur sein, entwicklungspolitische Fragestellungen zu formulieren, sondern auch zu kulturellen Vergleichen zu provozieren, bei denen einmal der Begriff Kultur weiter gefaßt ist als dies etwa regierungsamtliche Kulturpolitik im allgemeinen signalisiert und sowohl innerfamiliale Bedingungen, Verkehrsformen und Lebensbewältigungen anspricht, wie öffentliches Verhalten und Handeln.

Zum anderen ist damit die didaktische Vorstellung verknüpft, die bei den ausländischen Studenten selbst zum Teil vorhandene fatalistische Einstellungen gegenüber der "Omnipotenz" westlicher Bildung und Kultur durch die Entdeckung und Reflexion der eigenen kulturellen Identität zu durchbrechen.

Es wäre durchaus vorstellbar, daß die Träger dieser Art von Studieneinführung für ausländische (und deutsche) Studierende die verschiedenen Beratungsinstitutionen der Hochschule gemeinsam sind und - zum Beispiel in Zusammenarbeit mit einem bestimmten Fachbereich -

ihre BeraterInnen dort auch in lehrender Funktion auftreten. Es würde gleichzeitig eine Erweiterung der individuellen Berufsperspektive des Beraters oder der Beraterin bedeuten.

Wichtiger Faktor bei diesem Prozeß ist ja das ambivalente Selbstwertgefühl der ausländischen Studenten, das sich einerseits aus den Lebens- und Studiererfahrungen in Europa, in der Bundesrepublik speist, und bedeutet, sich weithin ungewohnten und zum Teil auch unbegreiflichen Lebensgefühlen und Denkstrategien unterwerfen müssen, deren Abstraktheit und Vereinzelung ziemlich ungewohnt sind, das aber auch andererseits noch vielfach getragen ist von der Solidargemeinschaft der Großfamilie und - allgemein - der heimatlichen Gesellschaft. Dies gibt ausländischen Studierenden auch die Möglichkeit, sich zu distanzieren, auch von Zumutungen, und erlaubt ihnen eine Art spöttisch-resignierter Lebensbetrachtung, läßt sie aber auch aufgeschlossener sein gegenüber Auswegen aus ihrer individuellen Abhängigkeit als ausländische Studenten und ihrer politischen Abhängigkeit als Menschen aus Ländern der "Dritten Welt".

Es macht ihnen zum Beispiel, meist nach anfänglichem Zögern, sehr viel Spaß, gemeinsam nach kulturellen Erscheinungsformen zu suchen, die zeigen, daß Zivilisation und Kultur nicht originär verschwistert sein müssen mit politischer und wirtschaftlicher Macht. Aus der unmittelbaren Erfahrung ihrer gesellschaftlichen Marginalisierung in der Bundesrepublik heraus beginnen sie, die Rituale einer Großfamilie, deren Zugriff sie sich sonst gern entziehen, in einem anderen Licht zu sehen.

Immer wiederkehrender "Topos" ihrer Kritik am Leben in der Bundesrepublik ist ja beispielsweise die Behandlung alter Menschen, ihre Isolierung in Altersheimen, "die man an jeder Straßenecke finden kann"; sie scheint ein Symbol für stigmatisiertes, entfremdetes Leben in den Industrieländern schlechthin zu sein. Dabei bezieht sich ihre vorsichtige Kritik nie auf das Versagen des einzelnen, sondern stets auf die Arbeits- und Produktionsbedingungen, die anderes nicht zuließen und den einzelnen brutalisierten. Zweifellos ist diese Kritik auch Widerspiegelung der eigenen isolierten und häufig gleichsam depravierten Lebenssituation als "Randgruppe", und sie gibt wiederum die Möglichkeit zu kultureller Distanz und Bestätigung des eigenen Selbstverständnisses.

Die Frage, die sich bei solchen Reflexionen jedem einzelnen Teilnehmer stellt, ist die nach der Bedingtheit der Produktionsmittel einer Gesellschaft, allgemeiner: einer Kultur, durch die Vereinzelung des Menschen als politisches, soziales und kulturelles Problem und der Akzeptanz an derartigen Entwicklungen, kurz, nach dem Widerspruch zwischen Lebensstandard und Lebensqualität. So gestellt, bedeutet sie nicht nur gemeinsames Erkenntnisinteresse von ausländischen und deutschen Studierenden, sondern für beide auch die implizite Motivation, Alternativen gemeinsam zu überlegen.

Wenn Alternativen notwendig erscheinen, bedeutet das in der Regel das Infragestellen des herkömmlichen Gewohnten, in diesem Fall der Zweifel an der Richtigkeit der gewohnten Produktions- und Reproduktionsformen der westlichen Industrieländer und an ihrer moralische Legitimierung, und damit eine grundsätzliche Problematisierung - die immer ja auch kulturelle Entwicklung bedeutet.

Zudem liefert der Alltag in den Industrieländern und den Entwicklungsländern gleichermaßen zusätzliche aktuelle Anlässe von Diskussionen, die von Technik und Ingenieurstudenten auf Dauer nicht ignoriert, gar verdrängt werden können, weil sie ihre Profession unmittelbar berühren: ökologische Probleme aufgrund unkontrollierter Technik-Entwicklung oder Raubbau an der Natur vor allem in den Entwicklungsländern unter massivem Einfluß der Industrieländer, hohe Arbeitslosigkeit sowohl in den Entwicklungsländern als auch in den Industrieländern, entscheidende Rückschläge in der "westlichen" Philosophie des Machbaren, das Versagen der Globalsteuerungen von wirtschaftlicher Expansion einerseits und Angebot und Nachfrage auf Weltmarktniveau andererseits, die permanente Verschuldung der Länder der Dritten Welt aufgrund des Verfalls der Rohstoffpreise usw.

In einem solchen Diskussionszusammenhang kommt im allgemeinen die Frage nach der wissenschaftlichen Qualifikation des Gesprächspartners erst gar nicht auf, die jede Spontaneität oft unterdrückt, jedenfalls so lange nicht, wie er seine Schlüsse und Folgerungen aus seiner eigenen Kenntnis von den Dingen und der eigenen Erfahrung zieht. Auch die Frage der kulturellen Gleichrangigkeit, sonst sicher eine der großen Barrieren für ein Verständnis der ausländischen Studenten seitens der deutschen Kommilitonen oder doch zumindest für das Interesse an ihnen, stellt sich in diesem Arbeitszusammenhang, der Verwirklichung

gemeinsamer Ziele: zum Beispiel Veränderung der allgemeinen Lebensbasis durch Technik o.ä., kaum. Es werden zwar gegenseitige Unterschiede festgestellt, aber es wird keine Wertung daran geknüpft, jedenfalls nicht bevor der Hintergrund dieser Verschiedenartigkeit bekannt ist, die dann häufig von den deutschen Studenten zum Anlaß genommen wird zu fragen, ob man sie übernehmen könne. So kamen fast alle ausländischen Studenten - zufällig oder nicht - aus einem intakten Großfamilienverband, der ihnen auch das Studium in Europa ermöglicht, zumindest die finanziellen Grundbedürfnisse abdeckt. Diese Tatsache war für deutsche Studenten sehr beeindruckend und beschäftigte sie eigentlich immer wieder; schließlich entspann sich daraus eine breite und ziemlich systematische Diskussion über das sogenannte Sozialstaat-Modell einerseits und beispielsweise die Altersversorgung in einer Großfamilie, aus der dann das Thema der menschlichen Beziehung ganz allgemein entwickelt wurde. Für die deutschen Studenten stellte die Großfamilie zunächst einmal als kleinste gesellschaftliche und autonome Einheit das Idealbild nicht entfremdeter menschlicher Beziehung dar, während sie für die ausländischen Studenten auch als persönliche Verpflichtung gesehen wurde, deren Druck das einzelne Familienmitglied eben auch unfrei machen kann, besonders dann, wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Großfamilien als gesellschaftliche Mikrokosmen entstehen ließ, gar nicht mehr oder nicht mehr so existieren. Diese Widersprüche führen häufig zu sehr fruchtbaren, auch kontroversen Diskussionen und Relativierungen eigener festgefahrener Ideologien unter den Studierenden.

Jede Woche zwei Stunden Interkulturelle Diskussion innerhalb eines verpflichtenden Programms von oft über 30 Stunden ist wenig, doch die Zeit reicht aus, um die Erfahrung zu machen, daß Ausländerstudium nicht einfach bedeuten muß, Gebotenes einseitig aufzunehmen, sich anzupassen bis zur Mimikry, die eigene Identität zu verlieren, sie zumindest während des Studienaufenthaltes zu stornieren - wenn soziale Beziehungen geknüpft werden können, **wenn jemand da ist, der Beziehungen zuläßt.**

Dafür müssen von der Hochschule nicht aufwendige Arrangements getroffen werden, die offizielle Kenntnisnahme einer ausländischen Minderheit im eigenen Haus, die sich beispielsweise niederschlagen kann in einem Willkommen-Fest für Studienbewerber und Erstsemester,

in einer unbürokratischen, kompetenten und sensiblen Fachberatung, in Einführungsseminaren über die ersten beiden Semester, die gleichzeitig Studienvorbereitung wie auch Gedankenaustausch sein sollten, genügen zumeist völlig. Anderes und Weitergehendes ergibt sich dann von selbst.

Erst nach einem solchen Entree wird beurteilt werden können, inwieweit sich die ausländischen Studenten dem hier Gebotenen anschließen können, ohne die ständige Angst, durch allzu fremde und dominierende Einflüsse sich selbst als schwankendes Rohr in Permanenz zu erleben, und anregen können, sich mit ihnen ein Stückweit zu identifizieren.

Und auch das haben die Erfahrungen aus den Einführungsveranstaltungen ergeben: fast alle ausländischen Studenten kamen in die Bundesrepublik als zweite Wahl, ihre Präferenzen, entsprechend ihrer Schulbildung, waren die USA, England oder auch Frankreich. Das heißt, auch ihnen fällt es nicht ganz leicht, mit der deutschen Umwelt a priori ohne Vorurteil umzugehen.

Ein kompetenter Berater - zum Beispiel innerhalb einer studienbegleitenden Orientierung - hätte auch hier eine wertvolle Vermittlungsfunktion.

Kritik der bisherigen Beratung

Wie schon mehrfach angesprochen: Die immer wieder in diesen Orientierungsveranstaltungen nachgefragten Beratungen ergeben meist, daß die Anfangssemester so gut wie nie offizielle oder "offiziöse" Beratungen (etwa solche des AStA, der Studentengemeinden usw.) aufgesucht haben, ja, von deren Existenz in der Regel nichts wissen. Beratung fand, wenn überhaupt, von seiten der Kommilitonen statt, in der Regel ausländischen Freunden und Bekannten. Als Grund für die Ignorierung der angebotenen "zünftigen" Beratung wurde meist angegeben, "es lief ja auch so". Bedenkt man aber nur, daß ein Großteil dieser Gruppe ausländischer Studenten auf der benachbarten TH "versagt" hat, und daß sie so gut wie nie das Fach ihrer Wahl studieren, dazu mit einem außerordentlichen dichten Studienplan konfrontiert werden, der zum Teil Praktikums-Erfahrungen voraussetzt, die ausländischen Studenten nicht oder nicht in ausreichendem Maß haben, kann dieser Grund nicht überzeugen. Vielmehr entspringt diese Einschätzung zum

Teil einem ungerechtfertigten Optimismus, der sich aus einer Ignorierung der tatsächlichen Verhältnisse speist, zum Teil aber auch einschlägiger Erfahrung mit der Beratung selbst beziehungsweise der Information über die Beratung durch Mitstudenten (die Unfreundlichkeit eines Angestellten der Beratung, das gilt aber für jede Institution oder Behörde, mag sie auch nur einer schlechten "Tagesform" entsprechen, verbreitet sich im allgemeinen wie ein Lauffeuer unter den ausländischen Kommilitonen).

Die mangelnde Nachfrage der Studienberatung ist den Beratern als Problem durchaus bewußt. Während zum Beispiel A. Kotenkar (1980) diesen Tatbestand vor allem auf die Anfangssemester bezieht, wird das Problem bei anderen Beratern und Autoren für alle ausländischen Studierende generell angenommen. So resümieren beispielsweise Stefan de Greef u.a. (1985) für die Hochschulen Niedersachsens, "daß nur sporadische Kontakte zu einzelnen Klienten im Rahmen der Sprechstunden zustandekommen und von daher nur relativ diffuse Vorstellungen über die Situation der ausländischen Studenten bestehen". Sie machen dafür teilweise die Ignoranz der Berater verantwortlich beziehungsweise ihre mangelhafte spezielle Vorbildung, teilweise aber auch das Fehlen einer organisatorischen Zusammenarbeit zwischen der Institution der Beratung und dem Vorlesungsbetrieb:

So entzieht es sich beispielsweise der genauen Kenntnis der betr. Hochschulmitarbeiter, inwieweit die ausländischen Studienanfänger tatsächlich die allgemeinen Einführungsveranstaltungen der Fachbereiche zu Semesterbeginn besuchen; insbesondere ist nicht klar, ob die ausländischen Studenten mit ihren spezifischen Fragen und Problemen anlässlich dieser Einführungsveranstaltungen zu ihrem Recht kommen.

Folgerichtig entwickeln die Autoren in diesem Fall und aufgrund dieser Erkenntnis ihr Tutorenprogramm für eine Orientierung der ausländischen Studenten auf sehr spezifische Weise (in: Tutorenschulung und Orientierungstage, Hannover 1985)

Die HIS-Untersuchung von 1986 ("Probleme und Perspektiven des Ausländerstudiums ..."); nach wie vor die kompletteste Bestandsaufnahme zu diesem Bildungsbereich, kommt hinsichtlich der Beratung, ihres Ansehens bei den ausländischen Studenten und ihrer allgemeinen

Nützlichkeit zu einem noch strengeren Urteil und führt entsprechende Zahlen an:

Im Rahmen der HIS-Ausländerbefragung 84 wurde auch gefragt, an wen sich die ausländischen Studenten gewandt haben, Hilfe beim Zurechtfinden an der Hochschule zu erreichen. (...) 55 % gaben an, daß ihnen ihre Landsleute "Sehr viel bzw. viel" geholfen hätten. 48 % gaben dies von den deutschen Studenten an. (...) 39 % der Befragten gaben an, daß ihnen Mitarbeiter des Akademischen Auslandsamtes "Sehr viel bzw. viel geholfen" hätten; nur 28 % konnten dies von Mitarbeitern der Hochschulverwaltung sagen. Auffällig ist hier vor allem die hohe Zahl der Befragten, die angaben, daß ihnen Mitarbeiter dieser Institutionen nicht oder nur wenig helfen konnten: 39 % gaben dies für Mitarbeiter der Akademischen Auslandsamtes und sogar 50 % für Mitarbeiter der Hochschulverwaltung an.

Ohne diesen Zahlenangaben im einzelnen exakte Bedeutung beimessen zu wollen, kann doch aus ihnen die allgemeine Situation gefolgert werden, zumal sie durch Augenblickseindrücke "vor Ort" ihre Bestätigung finden. Abgesehen von dem "unfreundlichen" Berater oder Verwaltungsangestellten, oder der Unerfahrenheit der ausländischen Studenten im Umgang mit Behörden, oder ihren Sprachschwierigkeiten, kann dies ja bei der Organisation der Ausländer-Beratung, der personellen Besetzung und der Ansiedlung der Institution selbst am Rande des Hochschulgeschehens auch nicht verwundern. Das Problem einer mangelnden Vorbereitung auf die Arbeitsfunktionen des Beraters kommt hinzu, erschwert die Arbeit in einem weithin unzumutbaren Maß und macht sie oft nahezu ineffektiv.

Das geradezu flächendeckende Ausblenden einer spezifischen Beratung für ausländische Studenten scheint symptomatisch für das Fehlen jedes inhaltlichen und fast jedes strukturellen Konzeptes eines Ausländerstudiums und bedeutet einen weiteren Beleg für die Vermutung, daß die Bundesrepublik im großen und ganzen unvorbereitet und unvermutet in den 50er Jahren in ein Ausländertudium gestolpert ist, wie es sich heute darstellt, also mit einem überwiegenden Anteil von Studenten aus der Dritten Welt.

Darauf weist Christoph Oehler bereits schon 1976 indirekt hin, (in: "Studienrealität und Studienprobleme deutscher und ausländischer

Studierender ...") indem er feststellt, daß neben einer Reihe von ausländischen Studierenden mit bestimmten Bildungs- und Berufsvorstellungen, für die die Hochschulen in der Bundesrepublik im allgemeinen adäquat sind, es andere gibt, die mit diesem Bildungssystem sehr wenig zurechtkommen:

Nach diesen Annahmen wären schließlich die am schlechtesten angepaßten diejenigen, die ganz konkrete Berufserwartungen an die deutschen Hochschulen aus ihrem Heimatland herantragen und außerdem gewohnt sind, daß eine Einrichtung nach transparenten, zielorientierten und für sie durchschaubaren und stufenweise "befolgbar" Mustern ihnen sagt, was man in diesem System tun soll, um "durchzukommen". Also gerade die ausländischen Studierenden derjenigen Länder würden danach in deutschen Hochschulen am meisten frustriert, die "Ausbildungshilfen" am ehesten benötigen.

Gemeint sind hiermit die Studierenden aus den Ländern der Dritten Welt, und es wird aus diesen Ausführungen auch klar, daß Beratung von ausländischen Studierenden sehr differenziert angeboten werden müßte. Die sogenannten Programm-Studenten, die eine verstärkte, auch bevorzugte, Rolle an den Hochschulen zu spielen beginnen, haben sicherlich zum Teil andere Probleme als die aus dem Bereich der EU oder die Bildungsinländer, ebenfalls eine verstärkt auftretende Gruppe innerhalb der Hochschule mit sehr spezifischen Ansprüchen und Erwartungen, oder eben der "Rest", die "Selbstzahler", deren materielle Existenz weiterhin ungesichert erscheint.

Es ist in diesem Zusammenhang nicht so wichtig, ob hier die Probleme besonders der Studenten aus den Entwicklungsländern zu stark trivialisiert und formalisiert erscheinen, sondern relevant ist hier die Erkenntnis, daß die Institution Hochschule sich offensichtlich einer großen Zahl von Studenten nicht öffnet, daß für sie kein Studienkonzept vorliegt - und dazu auch kein Handlungsbedarf gesehen wird.

So hat zum Beispiel in der einschlägigen Literatur auch eine Beschreibung und Analyse der Vorbereitung und Informierung der ausländischen Studenten nie eine große Rolle gespielt. Noch bei Schade (1968: "Das Studium im Ausland als psychologischer Prozeß ...") tritt eine Institution "Beratung" nicht auf, er spricht gleich von "Betreuung", die er für dringend nötig hält, um die "ungünstigere Ausgangssituation

der ausländischen Studenten im Bereich des Studiums auszugleichen"; dazu führt er einer Art Resümee, das fast schon ein Rohkonzept zumindest für die organisatorische Form eines Ausländerstudiums ist, kurz aus:

Betreuungsmaßnahmen sollten die zum Teil fast einseitige Konzentration der ausländischen Studenten auf ihre Fachausbildung berücksichtigen und zweitens eine Hilfe bieten bei der Bewältigung derjenigen Schwierigkeiten, die im Bereich des Studiums für die ausländischen Studenten im wesentlich höherem Maße bestehen als für deutsche Studenten. Betreuungsarbeit und entsprechende finanzielle Mittel sollten teilweise in die Institute verlegt werden, damit dort ein Tutor für ausländische Studenten aus Entwicklungsländern im Range eines wissenschaftlichen Assistenten oder einer wissenschaftlichen Ausbildung der ausländischen Studenten in Anspruch genommen werden kann. Betreuungsmaßnahmen sollten vorwiegend den Zweck haben, die ungünstigere Ausgangssituation der ausländischen Studenten im Bereich des Studiums auszugleichen. Hier ist eine permanente Unterstützungsarbeit notwendig, die erfolgreiche Absolvierung des Studienkollegs ist demgegenüber nur ein Ausgleich im Anfang und schafft keine verbesserten Bedingungen in bezug auf die Schwierigkeiten der ausländischen Studenten, sich ständig und immer wieder über fachliche, technische und organisatorische Fragen des Studiums zu orientieren.

Folgen hatten diese Bemerkungen jedoch keine (ich verweise in diesem Heft auch auf den Beitrag "Schnee von gestern? - Eine Podiumsdiskussion über 'Ausländerbetreuung' 1962"). So kritisiert die HIS-Untersuchung von 1986 auch mit Recht die mangelnde Beratungskapazität bei den Akademischen Auslandsämtern und den Zentralen Beratungsstellen. Besonders grotesk ist ja die Situation an den Fachhochschulen, die einerseits offiziell gern als künftiger Hort des Ausländerstudiums gesehen werden (die Zahl der ausländischen Studenten sinkt allerdings hier zur Zeit ab), andererseits aber dafür bisher in keiner Weise ausgestattet sind; kaum eine verfügt beispielsweise über einen hauptamtlichen Berater für ausländische Studenten.

Bei dieser materiell unbefriedigenden Situation, die noch dadurch unterstrichen wird, daß letzten Endes jeder Berater auf sich selbst gestellt ist und seine spezifischen Lösungsstrategien allein erarbeiten muß, liegt es auf der Hand, daß er sich Kooperationspartner sucht. Hier und da ha-

ben sich schon längst örtliche Arbeitskreise gebildet, die sich regelmäßig treffen, um zumindest die allernotwendigste Arbeitsübereinstimmung zu erzielen: damit wenigstens ungefähr die rechte Hand weiß, was die linke tut.

Als eines der traditionsreichsten Beispiele sei hier der Arbeitskreis Ausländerstudium in Frankfurt genannt, dem u.a. der Leiter und Lehrer des Studienkollegs, Mitarbeiter der ESG und KSG, der Akademischen Auslandsstelle, der Studienberatung, der Otto-Benecke-Stiftung, der Carl-Duisberg-Gesellschaft, des Psychosozialen Zentrums und die Ausländerreferentin des AStA angehören.

Derartige notwendige Kooperationen sind nach fast 4 Jahrzehnten "Ausländerstudium" in der Bundesrepublik Deutschland keineswegs selbstverständlich. Das besagen auch unsere Erfahrungen im WUS-Projekt INFORMIEREN STATT KAPITULIEREN - gegen Rassismus an den Hochschulen, das in etwa einem Dutzend Hochschulen seit 1993 mit unterschiedlichem Erfolg arbeitet (in einer der nächsten AUSZEIT-Hefte wird eine Art von Projekt-Bericht erscheinen). Hier bedurfte es stellenweise massiver Interventionen der Projekt-Koordinatoren, um sie etwa in Form Runder Tische durchzusetzen.

Eine Neukonzeption einer Weiterbildung für Berater, die dringend anstünde, müßte berücksichtigen, daß Berater zwar eine eigene Berufsgruppe sind, daß sie aber unter verschiedenen Bedingungen arbeiten und auch mit verschiedenen Zielvorgaben - jedenfalls bisher. Zielvorgabe der Berater im institutionellen Bereich der Hochschule - neben den Zulassungsentscheidungen für ausländische Studienbewerber - ist die Studien- und Fachberatung, die der studentischen Berater die informellen Hinweise zu einem pragmatischen Studium mit den entsprechenden Tips, die des Studentenwerks, soweit es überhaupt mit dem Problem befaßt ist, soziale Regelungen, wie Vermittlung von Wohnraum usw. Das Studienkolleg als Propädeutikum verfügt übrigens bezeichnenderweise über keine entsprechende Beratungskonzeption, dort hat eine Beratung immer schon in der Hand engagierter und interessierter Lehrer gelegen, war entsprechend wenig geregelt und reichte von der Information über den Kolleg-Alltag über Studienberatung bis hin zur Beratung im sozio-kulturellen und individual-psychologischen Bereich.

Arbeitsplatzberatung - Organisation und Inhalt

Die Konzeption einer Weiterbildung, die für alle Berater akzeptabel und durchführbar wäre, müßte also eine gewisse Übereinstimmung in der Verfolgung gemeinsames Ziels, besonders auch in der allgemeinen Einschätzung der Situation, im Auge haben. Bisher ist dies, trotz regionaler Einzel-Bemühungen, nur bedingt gegeben und sollte dringend - gewissermaßen offiziell - konstituiert werden. Dabei müßte auf den unterschiedlichen Status der BeraterInnen und ihre unterschiedlichen Funktionen, je nach Beratungsinstitution, Rücksicht genommen werden.

Nach den Erfahrungen, beispielsweise in den entsprechenden WUS-Seminaren, kann relativ verbindlich auch auf die Interessiertheit der einzelnen BeraterInnen an bestimmten Arbeitsfunktionen geschlossen werden. WUS hatte in diesem Zusammenhang eine Studie über die Situation der Berater Mitte der 80er Jahre angefertigt und dazu den BeraterInnen einen kleinen Fragebogen vorgelegt.

Die Antworten wurden nur nach den Institutionen ausgewertet (die studentischen Beratungen wurden dabei wegen ihrer geringen Zahl vernachlässigt). So gaben bei der Frage "Mit welchen Personen, die ebenfalls in der Ausländerberatung tätig sind, arbeiten Sie "vor Ort", regional und überregional zusammen? (Name, Anschrift, Tel., Tätigkeitsfeld)", die Hälfte der angeschriebenen Studentengemeinden alle gewünschten Auskünfte, jedoch nur 30% der Studienkollegs und nur jede 10. Fachhochschule. Keinerlei Angaben machten (beziehungsweise ohne Kontakt waren) fast 30% der Fachhochschulen und 26% der Studienkollegs, dagegen nur etwa 13,5% der Wissenschaftlichen Hochschulen und etwa 10% der Studentengemeinden. Der Rest von mehr oder weniger vollständigen Angaben (Angabe der Institutionen beziehungsweise der Institutionen mit genauer Adresse): 46% der Wiss. Hochschulen, 42% der Studienkollegs, 39% der Studentengemeinden und 60% der Fachhochschulen.

Die Vermutungen bezüglich des Interessengrades gewinnen an Plausibilität, wenn man die Funktionen der einzelnen Institutionen oder auch ihre materielle Ausstattung berücksichtigt. Sicherlich ist es für eine Vertrauensperson, die Beratung und Betreuung nur nebenamtlich betreibt und ansonsten ein volles Lehrdeputat hat, wie zum Beispiel ein Fachhochschullehrer, im allgemeinen schwerer als für einen hauptamtli-

chen Berater in einer Universität oder einer Studentengemeinde, sich mit der Sache und den betreffenden Personen hinlänglich vertraut zu machen und vielleicht noch Bündnis- und Kooperationspartner zu suchen. Und es mag sein, daß die Tatsache, Schul- und nicht Hochschulfunktionen wahrzunehmen, einige Studienkollegs hindert, sich den Beratungsinstitutionen für ausländische Studenten generell zuzuordnen; wahrscheinlich fühlt sich das eine oder andere Studienkolleg traditionell auch nicht als beratungsrelevant.

Diese unterschiedlichen Wertungen der einzelnen Institutionen drücken sich ganz gut in den damals erhobenen Antworten aus, etwa in der Beurteilung diffizilerer Alltagsprobleme der ausländischen Studierenden. Die Schwierigkeiten der ausländischen Studenten in erheblichem Maß auf ihre soziale

Isolierung in der Bundesrepublik und an der Hochschule zurückzuführen und auf das distanzierte Verhalten der deutschen Umwelt, die oft feindselig wirkt, wie das aus den Antworten einiger Studentengemeinden hervorgeht, ist sicherlich ein tieferer Gedanke und zeigt mehr Kompetenz in der Sache, als sie auf das scheinbar Plausible, beispielsweise auf die mangelhafte Zweitsprachkompetenz, zurückzuführen, wie das den Antworten der angesprochenen Fachhochschulen zu entnehmen ist. Insgesamt kann wohl gesagt werden, daß die sogenannten Wissenschaftlichen Hochschulen mit ihren hauptamtlichen, professionalisierten Beratern, und die Studentengemeinden mit ihrem breiten Betreuungsangebot und ihrer häufig sehr flexiblen, zum Teil "aufsuchenden" Beratung am kenntnisreichsten und am einfühlsamsten gegenüber dem Gegenstand verhalten.

Es kann im übrigen gesagt werden, daß die Berater aus den Studentengemeinden im allgemeinen am unabhängigsten arbeiten können, das gilt sowohl für ihre Arbeitsorganisation und ihre Dienstzeit, wie auch für Methode und Richtung ihrer Arbeit. Dazu kommt, daß sie die ausländischen Studenten von einer Seite erleben, die es ihnen möglich macht, sie gut kennenzulernen; das gilt sowohl für finanzielle Unterstützung und therapeutische Gespräche wie auch für eine seelsorgerische Betreuung. Das Verhältnis der Berater in den Studentengemeinden zum einzelnen Studenten ist dadurch auch offensichtlicher als bei den anderen Beratern von Freundschaftlichkeit, Gleichberechtigung und Solidarität geprägt. Die Berater der Gemeinden gehen

auch viel weniger von der Leistung bei ihrer Betreuung aus (sprachliche Situation und mangelhafte Vorbildung), eben weil sie wesentlich konkreter den studentischen Alltag vor Augen haben und ihn ja teilweise auch persönlich begleiten.

Alles in allem kann zwar festgestellt werden, daß sich die Erfahrungen der Berater in der Einschätzung der Situation am wichtigen Punkten unterscheiden - anscheinend hängt dies entscheidend zusammen mit ihrem jeweiligen Funktionsauftrag und mit der Struktur ihres Arbeitsplatzes -, daß sie aber im wesentlichen die Probleme der Ausländer ähnlich schicksalhaft beurteilen: sie sind bedauerlich, zum Teil individuellen Defiziten zuzuordnen, zum Teil auch dem Verhalten einer wenig gastlichen Bundesrepublik, letzten Endes aber nur zu lindern, nicht zu beseitigen. Auf letzteres weist ziemlich eindeutig die Antworten auf die Frage nach dem möglichen Kulturschock hin, der eine enormes Hindernis für ein selbständiges Studium sein könnte und entsprechend bei allen Beratern als hochproblematisch gesehen wird. Kulturschock bedeutet ja landläufig ein Syndrom, das bei dem Aufeinanderprall zweier unterschiedlicher Kulturen auftritt, wobei immer derjenige "Träger" den Schock bekommt, der um des Überlebens willen sich verändern, vielleicht sogar anpassen muß -, und dies ist immer die Minderheit, der Schwächere.

Ähnlich wird dies auch im allgemeinen von den Beratern interpretiert.

Dieser Fatalismus in der Betrachtung der Situation ist eigentlich nur aus der materiellen Situation der Berater und ihrer insgesamt doch sehr peripheren arbeitsmäßigen Position am Rande des Hochschulgeschehens zu erklären, in der ihnen eigentlich nur immer von außen Nachrichten über Studienbedingungen, Verhalten von Dozenten und deutschen Kommilitonen, Schwierigkeiten der Ausländer in Seminaren und bei Examen usw. zur Kenntnis gebracht werden und die ihre Schlüsse selten aus eigener unmittelbaren Erfahrung ziehen können. In einer solchen Situation passiert es leicht, daß falsche Schlüsse gezogen und falsche Alternativen entwickelt werden. Möglicherweise ist eine solche falsche Alternative auch die Forderung nach besserer materieller und personeller Ausstattung (wie sie oft an den Wissenschaftlichen Hochschulen aufgestellt wird), statt nach Ausweitung der eigenen Funktion und der Selbstständigkeit der Arbeitsdisponierung und als Folge eine bessere entsprechende materielle Ausstattung, die es beispielsweise dem Berater

erlaubt, seine Klientel am Ort ihrer Arbeit und ihres Wohnens und auch außerhalb der Dienstzeiten aufzusuchen. Da das Konzept einer teilnehmenden und aufsuchenden Beratung ein erhebliches Maß an sozialer und intellektueller Mobilität voraussetzt, wäre auch von dieser Ebene aus die Entwicklung und Konstituierung einer Aus- und Fortbildung der Berater nur logisch.

Dies und das Problem eines interkulturellen Lernens - also gleichrangigen gegenseitigen - Lernens muß aber in einer gegenseitigen Bedingtheit gesehen werden. Es ist widersprüchlich, die Forderung aufzustellen, die ausländischen Studenten hätten sich den ortsüblichen Bedingungen anzupassen: sie seien ja schließlich hergekommen, um "westliche" Wissenschaften zu studieren, und dazu könne eine gute Beratung nützlich sein, und gleichzeitig zu erwarten, daß die Studenten ihre kulturelle Identität wahrten. Hier liegen zwei falsche Vorstellungen zugrunde, nämlich, daß Studium im großen und ganzen aus dem Erlernen von Studieninhalten besteht, das separat von der persönlichen Entwicklung stattfindet, und daß die ausländischen Studenten vorwiegend aus qualifikationstechnischen Überlegungen im westlichen Ausland studieren. Gerade weil die Mehrzahl der ausländischen Studenten aus studienfremden Erwägungen in der Bundesrepublik studieren, etwa weil sie im Heimatland - aus welchen Gründen auch immer - keinen Studienplatz erhalten haben oder sich aus politischen Gründen im Ausland aufhalten müssen, ist das Problem der Wahrung ihrer persönlichen Identität besonders kompliziert und jeder Anpassungszwang eine Art Vergewaltigung. Das von deutscher offizieller Seite geäußerte Bekenntnis zur Wahrung der Identität des einzelnen bliebe im Hinblick auf die ausländischen Studenten ein Lippenbekenntnis, wenn nicht gleichzeitig die Möglichkeit einer permanenten Weiterentwicklung ihrer Identität gegeben würde - und dies hieße eben auch, sie einzusetzen für eine ständige und gleichberechtigte gesellschaftliche Auseinandersetzung mit ihnen.

Dies würde aber auch sozusagen naturgemäß eine soziale und politische Gleichstellung der ausländischen Studierenden eröffnen, wie sie nie vorhanden war, und die doch nötig ist, um ein unabhängiges Lernen und Reflektieren zu konstituieren.

Daran muß sich auch eine künftige Beratung orientieren und entsprechend ihren Arbeitsbereich und Arbeitsplatz verändern. Weiterführende Konzeptionen gibt es, wie wir gesehen haben, schon längst.

Verzeichnis der lieferbaren Hefte
AUSZEIT seit 1981

1994

Auszeit 31 Nr. 3/4

ANGSTZEIT - Die Diaspora bosnisch-herzegowinischer Studierender, 140 S.

Auszeit 30 Nr. 1/2

Sein oder NICHT-SEIN. Ausländische Studierende: Selbstverständnis und Kulturarbeit.

1993

AUSZEIT 29 Nr. 5

FREMD - Alltagserfahrungen ausländischer Studierender in Deutschland

AUSZEIT 28 Nr 3/4

Gertrud Achinger: Kuratel und Fürsorge - Studien- und Lebensbedingungen ausländischer Studierender in Leipzig und Ost-Berlin vor und nach der Wende

AUSZEIT 27 Nr 1/2

Die Qual des Sisyphus oder: Wie ausländische Studierende die deutsche Sprache lernen

1992

AUSZEIT 26 Nr. 3/4

Fin de la Fiesta oder: Abgefeiert? Diskussionsbeiträge zu Lateinamerika über die "500-Jahr-Feier" hinaus

AUSZEIT 25 Nr. 1/2

Ein Jahr danach - Das neue Ausländergesetz und seine Konsequenzen für die Hochschulen

1991

AUSZEIT 24 Nr. 3/4

Das Studienkolleg auf neuen Wegen oder: Ein Schritt vor - zwei Schritte zurück

1990

AUSZEIT 22 Nr 3/4

Zwischen den Stühlen - "Bildungsinländer" ... wenn Gastarbeiterkinder und Flüchtlingskinder studieren wollen

...

1989

AUSZEIT 20 Nr. 1/2

Studienbegleitprogramme

1988

AUSZEIT 19 Nr. 3/4

Betr.: Notfonds

AUSZEIT 18 Nr. 1/2

Ausländische Studentinnen

1987

AUSZEIT 17 Nr. 1/2

Multiplikatorenseminar Studienbegleitprogramm Medizin in Entwicklungsländern

1986

AUSZEIT 16 Nr. 4/5

Aktuelle Retroperspektive des Ausländerstudiums

AUSZEIT 14 Nr. 1

"Was erwartet sie zu Hause?" - 23 persönliche Antworten zur Reintegration von ausländischen StudentInnen

1985

AUSZEIT 12 Nr. 3/4

Reintegration von Hochschulabsolventen aus Lateinamerika

AUSZEIT 11 Nr. 1/2

Orientierungseinheiten für ausländische Studenten - Praxisberichte

1984

AUSZEIT 9 Nr. 1

Studienberatung für Ausländer Berichte aus der Praxis

1983

AUSZEIT 7 Nr. 3

Soziale Situation und Probleme ausländischer Studenten

1982

AUSZEIT 5 Nr. 5

Studienkollegs - Präpädeutikum oder Kapazitätssteuerung

AUSZEIT 4 Nr. 3/4

Neuregelung der Zulassung für ausländische Studenten aus Entwicklungsländern Analysen und Dokumente - II. Teil

AUSZEIT 3 Nr. 1/2

Hochschulausbildung für Dritte Welt Studenten in West Europa - Studie und Dokumentation

1981

AUSZEIT 1 Nr. 1

Studienbegleitende Reintegration- Konzepte und Modelle